

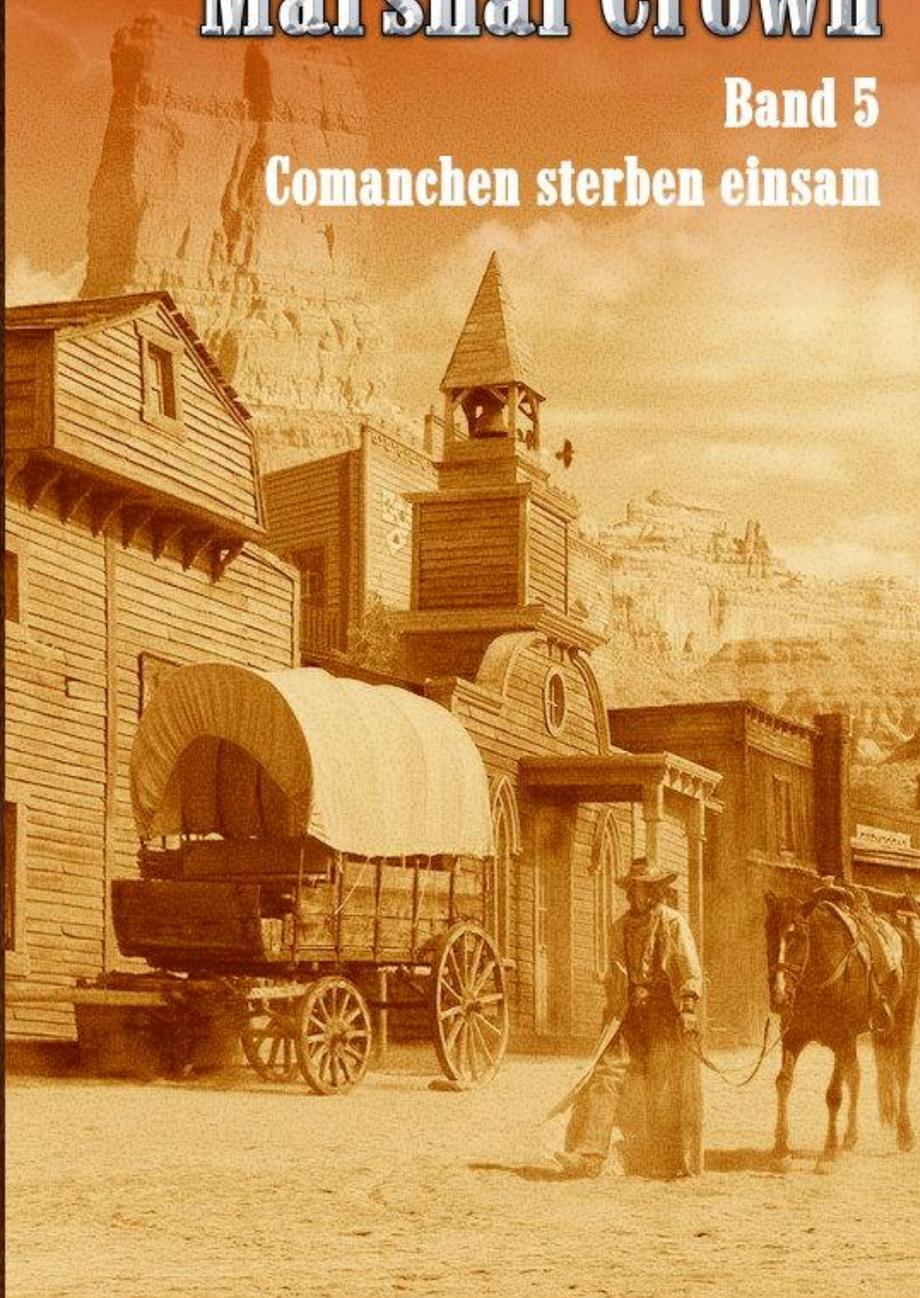


C. C. Slatterman

Marshal Crown

Band 5

Comanchen sterben einsam



WESTERNSERIE



C. C. Slaterman

Marshal Crown

Comanchen sterben einsam

Western

www.geisterspiegel.de

Cover © 2014 by Wolfgang Brandt

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2014 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: www.geisterspiegel.de

Marshal Crown - Comanchen sterben einsam

Das Tipi des Schamanen lag am nördlichen Rand des Dorfes auf einer Anhöhe, von der aus man das bleigraue Band des Canadian Rivers sehen konnte.

Es war klein und alt, hergestellt aus Büffelhäuten, die schon vor vielen Sommern erbeutet worden waren. Neben dem Zelt steckte ein Holzgerüst im Schnee, von dem Skalpe, Tierschädel, Adlerfedern und Perlenketten aus buntem Glas hingen.

Im Inneren brannte ein Feuer in einer von faustgroßen Steinen umgebenen Mulde.

Der schwache Lichtschein der emporzüngelnden Flammen spiegelte sich in den großen dunklen Augen der vier Comanchen wider, die bereits seit dem Morgengrauen stoisch neben einem hageren, fast skelettdürren Mann verharrten, der vor ihnen in Decken gehüllt auf dem Boden lag.

In dem Zelt herrschte eine unwirkliche Stille.

Nur das Knacken und Knistern der brennenden Zweige war zu hören und der rasselnde Atem der ausgemergelten Gestalt, die seit Stunden aus blicklosen Augen zum Zelt-dach emporstarrte.

Gegen Mittag, als der Wind, der von Norden her durch das Dorf strich, immer mehr an Stärke gewann, wurde sein Körper von schmerzlichen Krämpfen geschüttelt und der Mann begann leise zu stöhnen.

Der Schamane warf ein Pulver ins Feuer und augenblicklich waberte süßlich gelber Rauch durch das Zelt. Wortlos griff er nach einer kleinen, mit Menschenhaut bespannten Handtrommel, die neben ihm am Boden lag, und begann

unvermittelt zu singen. Seine Stimme klang heiser und der Text des Singsangs war einfach und wiederholte sich ständig. Dennoch war jedem der Anwesenden klar, dass der Schamane den Beistand des Großen Geistes herbeiflehte und um Gnade für die Seele des Kranken bat.

Sein Oberkörper wiegte sich dabei im Rhythmus des Gesangs und das monotone Hämmern der Trommel erfüllte das Innere des Tipis.

Doch die Geister versagten ihm diesmal ihre Hilfe.

Der Kranke hob den Kopf und versuchte sich aufzurichten. Dabei öffnete er den Mund, um zu sprechen, aber die Anstrengung war zu viel für seinen geschwächten Körper. Seine Worte erstickten in krampfhaftem Husten. Blutiger Schaum trat auf seine Lippen und alle Farbe wich aus dem Gesicht. Mit einem Stöhnen sank er wieder zurück. Der Kopf fiel zur Seite und seine verkrampften Gesichtszüge entspannten sich.

Es sah aus, als wäre er eingeschlafen.

Der Schamane hörte auf zu singen und beugte sich über die schlaffe Gestalt. Nachdem er festgestellt hatte, dass der Mann gestorben war, senkte er betroffen den Kopf und schloss dem Toten mit einer sanften Geste die Augen. Ein Pinienstrunk zersprang knackend im Feuer, als er mit seinem Fächer aus Adlerfedern ein letztes Mal über das eingefallene Gesicht des Verstorbenen strich. Augenblicklich züngelten aus dem rot glühenden Holzscheid kleine Flammen empor und warfen ihr flackerndes Licht auf die grauweiße Zeltwand, während draußen der Wind immer heftiger an dem schweren Büffelfell zerrte, das den Ausgang ins Freie verdeckte.

»Er ist tot«, sagte der Schamane tonlos und stimmte das

Sterbelied seines Volkes an.

»O Sonne, du wirst ewig bleiben, doch wir Nemene müssen sterben.«

Für Sekunden verharrten die Männer regungslos vor dem Toten.

Erst als das Heulen des Wintersturms selbst den Gesang des Schamanen übertönte, kam wieder Leben in die Comanchen. Ungestüm richtete sich einer der Männer auf.

Powderface war ein kräftiger, breitschultriger Krieger von etwa dreißig Jahren.

In seinem linken Ohr blinkte ein silberner Ring und eine Flut schulterlanger, blauschwarzer Haare umrahmte sein grobknochiges Gesicht. Die Haut über den Wangen war durch unzählige Schießpulverpartikel verunstaltet. Die eigentümliche Verletzung stammte von einem Steinschlossgewehr, das er vor Jahren für ein paar Felle bei den Comancheros eingetauscht hatte und das ihm letztendlich seinen Namen einbrachte. Die altertümliche Waffe war während eines Jagdzuges in seinen Händen explodiert und hatte ihm mit ihrer Pulverladung das Gesicht zerstört.

Verächtlich spuckte er in das niederbrennende Lagerfeuer und seine Stimme zitterte vor Wut, als er anfang zu reden.

»Jetzt ist es genug! Solange die Adler fliegen und solange das Gras wächst, solange hat uns der weiße Mann das Land am Canadian River zugesagt. Wir Krieger haben die Waffen niedergelegt und unser Volk in die Hand der Weißaugen übergeben. Man hat uns für den Winter Decken, Proviant und Medizin versprochen, aber was ist bisher geschehen? Nichts! Stattdessen wird es immer kälter, und wir haben kaum noch etwas zu essen. Unsere Leute sterben wie die Fliegen, Big Foot hier ist bereits der Vierte in diesem

Monat. Ich, Powderface, sage euch, jetzt ist es genug. Holen wir uns die Lebensmittel aus den vollen Lagerhäusern der Agentur, oder wir werden alle sterben.«

»Nein!«

Ein zweiter Indianer war jetzt aufgesprungen und schüttelte drohend seinen federgeschmückten Speer.

»Ich höre dich, Powderface, aber noch bin ich euer Häuptling und kein Narr. Wenn wir uns die Lebensmittel mit Gewalt holen, werden die Weißen in der Agentur auf uns schießen. Dann wird es wieder einen Krieg geben, den dieses Mal aber keiner von uns überleben wird. Ich habe zusammen mit Parrywasaymen und Towasi die Städte der Weißen gesehen, ich weiß, wie zahlreich sie sind. Tötet einen von ihnen oder zwanzig oder so viele, wie Blätter im Wald sind, und zehnmal so viele werden in unser Land kommen und uns töten. Das Volk der Nemene kann nur überleben, wenn es den Frieden mit den Weißaugen nicht bricht. Wer etwas anderes sagt, ist ein Narr.«

»Dann bin ich lieber tot als ein Narr. Sieht Tabequeva denn nicht, wie unser Volk langsam stirbt?«

Der Häuptling wurde ernst, schwere Sorgenfalten durchzogen sein Antlitz und der Blick seiner Augen wirkte unendlich müde, als er dem Krieger mit leiser Stimme antwortete.

»Ich, Tabequeva, den die Weißaugen Sonnenadler nennen, habe deine Worte vernommen und ich habe entschieden. Morgen werden wir alle zur Agentur reiten. Dort soll uns Agent Stafford sagen, wann wir die nächsten Lebensmittel erhalten. Aber diesmal werden wir nicht als Bittsteller kommen, sondern als Krieger der Nemene.«

Die Männer nickten.

Hoka, so sollte es geschehen.

Vierundzwanzig Stunden später zügelte der Häuptling sein Pferd vor dem Gebäude der Agenturverwaltung und klopfte sich den Schnee aus den Kleidern.

Als er den Kopf wandte, glich sein Gesicht einer steinernen Maske.

Obwohl die meisten Menschen seines Volkes halb verhungert und ausgemergelt waren, hatten sie sich wie für einen Feiertag herausgeputzt.

Die Frauen und Kinder trugen ihre besten Kleider. Buntes, engmaschig gewebtes Tuch aus dem Süden des Landes, Schuhwerk aus Büffelhaut und dazu Vogelfedern und Tierfelle, die mit Messingringen, Stachelschweinborsten und roten und weißen Glasperlen verziert waren. Die Krieger hatten sich die starren Gesichter mit Pflanzenfarben bemalt und in die Zöpfe der mit heiliger Erde beschmierten Haare Knochen von ehemals im Kampf besiegten Feinden gesteckt. Auch die Körper ihrer Ponys waren angemalt. Federn flatterten in den Mähnen und vom Zaumzeug baumelten Skalps. Ihr Anblick war von einer faszinierenden, barbarischen Wildheit, dennoch konnte er Tabequeva nicht über die verzweifelte Lage hinwegtäuschen, in der sich sein Volk befand.

Entschlossen glitt er aus seinem Fellsattel und stapfte durch den Schnee. Aufgrund der klirrenden Kälte war kein Mensch vor den Reservationsgebäuden zu sehen.

Als er den hölzernen Vorbau der Hauptverwaltung betreten hatte, blickte er sich trotzdem noch einmal kurz um und pochte dann mit der Faust energisch an das Holz der Eingangstür. Währenddessen kam Powderface mit drei

weiteren einflussreichen Kriegern an seine Seite.

Nachdem sich trotz mehrmaligem Klopfen nichts in dem Haus regte, trat Powderface schließlich wütend gegen die Tür. Tabequeva hatte bereits eine scharfe Antwort auf den Lippen, als sich drinnen schlurfende Schritte dem Eingang näherten.

Mit einer laut gemurmelten Verwünschung wurde ein eiserner Riegel zurückgeschoben und einen Atemzug später schwang die schwere Holztür knarrend nach innen.

Aus den dahinterliegenden Räumen wehte den Indianern ein Schwall aufgeheizter Luft entgegen, die geradezu penetrant nach Schweiß, Holzrauch und Pisse roch.

Ein dürrer Mann mit abstehenden Ohren und einem un gepflegten Bart erschien auf der Türschwelle. Er war mit einer rostroten Armeeunterwäsche bekleidet, die ihn noch hagerer erscheinen ließ, als er es ohnehin schon war.

Sein Name war Carl Cramer, er galt als die rechte Hand von Frank Stafford, dem Leiter der Comanchenreservation. Seine verschlafenen Augen weiteten sich jäh, als er erkannte, wer ihn da aus seiner Mittagsruhe herausgerissen hatte.

»Was wollt ihr denn hier?«, fragte Cramer.

Dabei versuchte er, seine Stimme fest und sicher klingen zu lassen, aber aus seiner Kehle kam nur ein jämmerliches Krächzen. Der Anblick der vielen Indianer hatte ihm offenbar die Sprache verschlagen.

»Ich bin Tabequeva, der Mann, den ihr Sonnenadler nennt. Ich bin gekommen, um euch zu sagen, dass mein Volk hungert. Die Alten in unserem Stamm sterben wie die Fliegen und auch die Kinder und die Frauen werden immer schwächer. Seit vielen Monden schon warten wir auf das Geld, das uns der Weiße Vater in Washington verspro-

chen hat. Doch wir bekommen das Geld nicht und meine Leute haben nichts mehr zu essen. Wir hungern, während eure Lagerhäuser voll mit Lebensmitteln sind. Ich will nichts Unmögliches verlangen, aber sorgen Sie bitte dafür, dass wir endlich diese Lebensmittel erhalten.«

Fröstelnd zog Cramer die Schultern hoch und machte dabei ein mürrisches Gesicht.

Die Indianer hatten seinen Mittagsschlaf gestört und ihretwegen hatte er seine warme Kammer verlassen müssen. Außerdem kroch ihm die grimmige Kälte allmählich bis in die Knochen.

»Und warum kommt ihr damit ausgerechnet jetzt hierher?«, fragte er ungehalten. »Ihr kennt doch die Öffnungszeiten der Reservationsverwaltung, oder? Also haltet euch auch gefälligst daran, sonst könnte es sein, dass ihr Ärger bekommt.«

»Ich will keinen Ärger«, erwiderte der Comanchenhäuptling. »Doch Sie sollten wissen, dass Menschen, die hungrig sind, sich zu helfen wissen.«

Bevor Cramer dem Häuptling antworten konnte, polterte eine tiefe Stimme aus dem Dunkel des Agenturgebäudes.

»Was zum Teufel ist denn hier los?«

Kurz darauf war das harte Stampfen genagelter Stiefel zu hören und einen Atemzug später erschien die grobschlächtige Gestalt eines untersetzten, pockennarbigen Mannes im Türrahmen.

»Das ist Sonnenadler mit seinen Leuten, Frank. Sie wollen Lebensmittel und Decken für ihre Familien abholen«, erklärte Cramer dem hinter ihm stehenden Agenturleiter.

Dabei zwinkerte er ihm belustigend zu.

Frank Stafford bleckte die Zähne und kratzte sich am

Bauch.

Mit seinem löchrigen Unterhemd, den um die Hüften baumelnden Hosenträgern und der zerschlissenen Stoffhose wirkte er eher wie ein Landstreicher als wie der Leiter der hiesigen Indianeragentur.

»Und warum zum Donnerwetter gibst du ihnen nichts, damit sie wieder von hier verschwinden und ich endlich weiterschlafen kann?«, fragte er schließlich mit gespielter Empörung.

»Du weißt so gut wie ich, dass die Aufteilung der Regierungsgelder für die Reservationen eine Menge Zeit in Anspruch nimmt«, erwiderte Cramer mit einem süffisanten Lächeln. »Ich kann doch den Indianern nicht einfach unsere gesamten Warenbestände überlassen, ohne zu wissen, wie viel Geld ihnen eigentlich zusteht, oder?«

»Natürlich nicht, wo kommen wir denn da hin«, antwortete Stafford scheinheilig.

In den Reihen der Indianer erhob sich bedrohliches Stimmengemurmel. Viele der Comanchen sprachen genug Englisch, um zu verstehen, was und vor allem in welchem Ton die beiden Indianeragenten miteinander redeten. Voller Sorge beobachtete Sonnenadler die verschlossenen Gesichter seiner Krieger.

Einige von ihnen hatten die Hände bereits um die ledergebundenen Griffe ihrer Messer und Schädelbrecher gelegt, allen voran Powderface.

Der Häuptling hob beschwichtigend die Hände.

»Wir wollen keinen Ärger, wir wollen nur, was uns zusteht. Bitte, mein Volk hungert.«

Provozierend glitt Staffords Blick über die flehentlichen Mienen der Comanchen. Schließlich spuckte er einen brau-

nen Strahl Kautabaksaft zielsicher vor die Füße von Sonnenadler.

»Ihr habt doch gehört, was mein Verwalter gesagt hat. Wir sind Geschäftsleute und keine Wohltäter, also schert euch zum Teufel. Bevor die Regierungsgelder nicht da sind, bekommt ihr von mir nicht einmal einen Scheffel Mehl.«

»Aber wir hungern und mein Volk ist verzweifelt.«

Stafford lachte gehässig.

»Wenn ihr hungrig seid, fresset meinerwegen Gras oder eure eigene Scheiße.«

Das Feuer im Ofen strahlte eine geradezu behagliche Wärme aus und der Duft von frisch gemahlenem Kaffee erfüllte an diesem Nachmittag Linda Wentforts gemütliche Wohnung bis in den hintersten Winkel.

Liebevoll deckte die Lehrerin den Tisch in der Küche.

Nachdem sich die Tassen und Teller, die Zuckerdose und auch die Kaffeelöffel ihrer Meinung nach endlich am richtigen Platz befanden, stellte sie zum Abschluss noch eine Schale mit selbst gebackenen Haferkeksen zwischen das geblünte Geschirr. Einen Moment lang betrachtete Linda das Ergebnis mit einem wohlwollenden Blick, dann drehte sie sich um und ging ins Wohnzimmer. Als sie wieder zurückkam, hielt sie einige Schulhefte in den Händen, die sie in den letzten Tagen korrigiert hatte. Sie legte die Hefte auf den Tisch, warf einen kurzen Blick auf das mit Eisblumen überzogene Küchenfenster und zog fröstelnd die Schultern hoch.

Draußen fauchte seit Tagen ein scharfer Nordwester um die Ecken, der so grimmig kalt war, dass es den Anschein hatte, als schienen sich sogar die Häuser der Stadt unter dem eisigen Wind zu ducken.

Obwohl es bereits auf Ende Februar zuging, waren selbst hier in Rath City die Straßen immer noch von einer fingerdicken Eisschicht überzogen, die nur an einigen wenigen Stellen von den Wagenrädern der Fuhrwerke oder den Hufeisen der Pferde durchbrochen war.

Der Winter schien in diesem Jahr überhaupt kein Ende mehr zu nehmen, dachte Linda, wobei die Lehrerin zu wissen glaubte, dass sie nicht die Einzige in der Stadt war, die das Frühjahr geradezu herbeisehnte. Mit einem leisen Seufzer gedachte sie der wärmenden Sonne, als sie ein lautes Klopfen unvermittelt aus ihren schwermütigen Gedanken riss.

Irgendjemand betätigte draußen den Türklopfer und hämmerte mit dem schweren Messingring gegen das Holz der Eingangstür.

Ein Lächeln huschte über Lindas Gesicht, indes sie zur Tür eilte.

Obwohl sie die Person vor dem Eingang nicht sehen konnte, wusste sie genau, dass es Asha war. Sie war immer auf die Minute pünktlich. Jim Crown, Lindas Verlobter, behauptete sogar, dass man die Uhr nach ihr stellen konnte. Die junge Halbblutindianerin war nach dem Tod der Eltern wieder zum Volk ihrer Mutter zurückgekehrt. Als Wanderer zwischen zwei Welten stellte die intelligente Frau rasch fest, dass die Comanchen nur überleben konnten, wenn sie sich der Welt der Weißen anpassen. Eine der Grundvoraussetzungen dafür war, lesen, schreiben und rechnen zu

können, und deshalb erschien sie bei Linda jeden Donnerstagnachmittag um die gleiche Zeit zu einer Art Privatunterricht.

»Hallo Asha, schön, dass du wieder da bist«, begrüßte Linda die junge Frau freudestrahlend und führte sie in die Küche, nachdem sie die Haustür hinter ihr zugezogen hatte.

»Ich muss unbedingt etwas mit dir bereden.«

»Was wollen Sie?«, erwiderte die Halbblutindianerin ungewohnt ernst.

Auf der Stirn der Lehrerin bildete sich eine steile Falte, während sie ihr Gegenüber einen Moment lang nachdenklich musterte. Aber dann schrieb sie Ashas Verhalten einfach den vorherrschenden Witterungsverhältnissen zu und dirigierte sie an den Tisch.

»Stell dir vor«, begann sie von Neuem und in ihrer Stimme schwang erneut ein euphorischer Unterton mit. »Als ich gestern deine Hefte korrigiert habe, kam zufällig Mister Benson auf einen Sprung vorbei, du weißt schon, der Leiter der Schulbehörde, und was soll ich dir sagen? Er war von deinen Arbeiten so begeistert, dass er sich dafür einsetzen will, dass du dich spätestens im Herbst auf einer höheren Schule anmelden kannst. Na, ist das nicht eine tolle Neuigkeit?«

»Vielleicht«, entgegnete das Halbblut und zuckte mit den Schultern.

Die wiederholt einsilbige Antwort machte Linda deutlich bewusst, dass heute irgendetwas nicht in Ordnung war. Während sie damit begann, den Kaffee einzuschenken, richtete sie ihre Augen fragend auf Asha.

»Was ist los mit dir?«, wollte Linda wissen.

»Nichts«, erwiderte die Halbblutindianerin knapp und starrte unbewegt auf den Tisch.

Schweigend beförderte Linda mit einer kleinen Zange ein halbes Dutzend Zuckerwürfel in den Kaffee ihrer Schülerin. Sie wusste um die Vorliebe Ashas, die wie fast alle Indianer geradezu verrückt nach jeglicher Art von Süßigkeiten war.

»Das glaube ich nicht«, sagte Linda schließlich mit einer Stimme, die um einige Nuancen schärfer klang als anfangs zur Begrüßung. »Du kannst mir nichts vormachen, ich kenne dich seit mehr als einem halben Jahr. Also erzähl mir endlich, was los ist, und sag ja nicht wieder, dass da nichts wäre, das nehme ich dir nämlich nicht ab. Wie du selber weißt, haben gerade wir Frauen ein Gespür für derartige Dinge.«

Schuldbewusst senkte Asha den Kopf.

»Sie haben recht, aber ich möchte trotzdem nicht darüber reden.«

»Warum? Ich dachte, wir beide ...«

Vergessen Sie es«, unterbrach die Indianerin Linda. »Kein Mensch schenkt den Worten eines Indianers Glauben, auch denen eines Halbbluts nicht.«

Als die Lehrerin aufbegehren wollte, winkte Asha resignierend ab.

»Sparen Sie sich Ihre Worte, ich weiß genau, wovon ich rede.«

Linda Wentfort schüttelte entschlossen den Kopf. So leicht gab sich die Lehrerin nicht geschlagen, schließlich wusste sie in Gestalt von Town Marshal Jim Crown das Gesetz im Rücken und ihr Verlobter war im ganzen County dafür bekannt, dass er sich nicht scheute, auch unbequeme

Dinge ans Tageslicht zu zerren.

Ein Umstand, den sie Asha so lange erklärte, bis der Kummer aus der Halbblutindianerin schließlich förmlich herausbrach.

»Gestern ist Big Foot gestorben. Er ist bereits der vierte Tote in diesem Monat und der Februar ist noch nicht zu Ende. Meine Leute sterben, weil sie nichts zu essen haben und nicht einmal Decken gegen die Kälte bekommen.«

Die Augen der jungen Frau füllten sich mit Tränen, als sie mit ihrer Anklage fortfuhr.

»Stafford, der Agent, betrügt uns, wo er nur kann. Er hat die Waage bei der Lebensmittelausgabe manipuliert und fälscht die Bücher, in denen er die Ausgabe von Decken und Medikamenten protokollieren muss. Noch hat Tabequewa alles unter Kontrolle, aber inzwischen wachsen die Unzufriedenheit und der Ärger über die Missstände unter den Comanchen fast täglich. Vor allem die jüngeren unter ihnen beginnen unter der Führung von Powderface allmählich zu rebellieren und das ist etwas, was mir Angst macht. Denn dieser Krieger hetzt nicht nur die Leute auf, sondern schreckt inzwischen selbst vor einem Kampf gegen die Weißen nicht mehr zurück. Im Grunde genommen hat er zwar recht, aber das Schlimme an der ganzen Sache ist, dass ich genau weiß, dass er mein Volk mit seinem Verhalten in einen Konflikt mit den Weißen hineinsteuert, den die Comanchen nicht überleben werden.«

Beruhigend strich Linda ihrer Schülerin über das Haar.

»Keine Angst, ich sage nachher gleich Jim Bescheid. Der Marshal wird sich dann sofort um die Angelegenheit kümmern. Am besten, du gehst jetzt wieder zu deinen Leuten zurück. Ich glaube, es ist besser, wenn wir den Unterricht

heute ausfallen lassen.«

Die Halbblutindianerin nickte dankbar und stand auf.

Nachdem Asha ihre Wohnung wieder verlassen hatte, zögerte Linda keinen Moment, um Jim in seinem Büro aufzusuchen. Wer Crown kannte, wusste, dass der Marshal Privates und Berufliches stets streng zu trennen pflegte, deshalb musste die Lehrerin beinahe eine Viertelstunde auf ihren Verlobten einreden, bis er endlich eine Reaktion zeigte.

»Hat sie Beweise?«, fragte Jim Crown geistesabwesend, während er in einem Wust aus Steckbriefen und Telegrammformularen wühlte.

»Nein, sie war alleine, als sie diese Dinge beobachten konnte, aber ich glaube ihr trotzdem.«

Dieser Stafford betrügt die Indianer offensichtlich nach Strich und Faden. Er hat die Waage für das Abwiegen der Lebensmittelrationen manipuliert und verteilt nur einen Bruchteil von dem, was den Comanchen normalerweise an Decken und Kleidern zusteht. «

Der Marshal rollte mit den Augen und blickte seufzend nach oben. Einen Moment hatte es den Anschein, als erhoffte er sich aus dieser Richtung irgendeinen Beistand, aber schließlich schüttelte er nur den Kopf und seufzte erneut. Der Blick, den er danach seiner Verlobten zuwarf, war beinahe schon tadelnd.

»Wie stellst du dir das vor, Linda? Angelegenheiten, welche die Reservation betreffen, sind einzig und allein Sache von Regierungsbeamten und der Armee. Selbst ich als gewählter Vertreter des Gesetzes kann da kaum etwas bewegen. Ich erinnere mich noch zu genau an das Gesicht von Colonel Nelson vor einigen Tagen. Der Kommandant von Fort Elliott hat mich fast gefressen, als ich ihn auf einige of-

fenkundige Mängel hin angesprochen habe, die mir von der Bürgerschaft der Stadt zugetragen wurden. Es ist einfach so, dass die Armee von Zivilisten keinerlei Einmischung in ihre Belange wünscht. Du kannst dir also vorstellen, was diese Leute von den Anschuldigungen eines Halbbluts halten werden, wenn sie sogar die Anfragen von Stadthonoratioren oder eines Marshals blockieren. Ich würde mir an deiner Stelle daher keine allzu großen Hoffnungen machen, dass sich nach deiner Offerte irgendetwas grundlegend ändern wird. Am besten, du vergisst die ganze die Sache wieder.«

»Wie kannst du nur so etwas von mir verlangen?«, brauste Linda auf. »In der Reservation hungern die Menschen, weil sich korrupte Regierungsbeamte an ihrem Schicksal bereichern und die Armee dem Treiben stillschweigend zusieht. Wenn du nichts unternehmen willst, dann muss ich das wohl tun.«

Jim lächelte nachsichtig.

»Was kannst du schon alleine ausrichten, und du wirst allein sein, glaub mir. Kein Mensch interessiert sich dieser Tage für die Probleme der Indianer, durch den harten Winter haben die Leute genügend andere Sorgen.«

»Was ich ausrichten kann, das werde ich dir sagen«, entgegnete seine Verlobte kämpferisch.

»Zufällig ist die Frau von einem unserer Stadträte meine beste Freundin und gleichzeitig auch die Vorsitzende des örtlichen Frauenvereins. Du wirst erstaunt sein, was dieser Verein alles in die Wege leiten kann.«

Jim war nicht erstaunt, im Gegenteil, er war entsetzt.

Der letzte Auftritt der Frauenliga von Rath City war ihm nur allzu gut in Erinnerung. Er bekam jetzt noch eine Gän-

sehaut, wenn er an ihren Protestmarsch wider den Alkohol dachte und an die aufgebrachten Saloonbesitzer, nachdem sich deren Schnapsvorräte, dank dem Einsatz eben dieser Damen, mit dem Wasser des Canadian vermischt hatten.

Okay, Linda war zwar an den Ereignissen nicht beteiligt gewesen, aber allein die Tatsache, dass sie freundschaftliche Beziehungen zu diesen zum Teil bigotten Frauenzimmern unterhielt, verursachte ihm Kopfschmerzen.

Gleichzeitig wusste er aber auch um Lindas Starrsinn und so lenkte er letztendlich doch ein. Als sich Crown am anderen Morgen aber in den Sattel zog, ahnte er noch nicht, dass sein Einsatz bereits um Stunden zu spät kam.

Mit dem ersten Licht der Morgendämmerung tauchten mehrere schemenhafte Umrisse am schneebedeckten Ufer des Canadian Rivers auf.

Sechs Indianer, durchgefrorene, ausgemergelte Comanchen, die sich im Frühdunst aus den schützenden Hügeln herausgewagt hatten und sich langsam dem Fluss näherten.

Ihre düsteren Gesichter verhießen nichts Gutes.

Powderface, Kleiner Vogel und vier weitere Krieger aus dem Stamm von Sonnenadler waren inzwischen seit vierundzwanzig Stunden auf den Beinen, ständig auf der Suche nach Jagdbeute, um wenigstens den größten Hunger ihrer Familien zu stillen.

Aber das Land war wie leer gefegt.

Ein altersschwacher Präriehase, dem zu allem Übel auch noch ein Stück des rechten Vorderlaufes fehlte, war bisher

die einzige Beute der Gruppe.

In der aufgehenden Sonne stießen die Comanchen auf eine Stacheldrahtumzäunung, die ihnen den direkten Weg zum Fluss versperrte.

»Ha-i«, zischte Powderface erbost. »Es genügt den Weißaugen anscheinend nicht, dass sie uns das Land unserer Väter gestohlen haben, jetzt zäunen sie es sogar schon ein.«

Wutentbrannt zerrte er sein Wurfseil vom Sattelknäuf und warf die Schlinge zielsicher um einen der Zaunpfosten.

Als er sein Pferd antreiben wollte, fiel ihm Kleiner Vogel in die Zügel.

»Tu es nicht, der Zaun gehört einem Weißen. Wir könnten Ärger bekommen.«

Ungläubig und zugleich auch wütend blickte Powderface auf seinen Stammesbruder.

Seit zwei Tagen waren sie erfolglos auf der Jagd. Genauso erfolglos, wie sie seit Wochen auf das Geld aus Washington warteten, um Lebensmittel, Decken und Medikamente kaufen zu können.

Hoka, durchzuckte es ihn, im Lager sterben die Alten, Kranken und Kinder wie die Fliegen und Kleiner Vogel hat nichts Besseres zu tun, als sich um den Stacheldrahtzaun eines Weißen zu sorgen.

Aufgebracht drückte er seinem Pferd die Hacken in die Weichen. Das Tier sprang ob der ungewohnten Behandlung jäh nach vorne, worauf sich das Wurfseil spannte und den Holzpfeosten aus der Erde riss.

Triumphierend starrte Powderface zuerst auf den zerstörten Zaun und dann auf Kleiner Vogel.

»Hast du bereits soviel Angst vor dem weißen Mann,

dass du dich nicht einmal mehr traust, diesen Zaun zu berühren? Du bist ein Feigling und das werde ich allen im Dorf erzählen.«

»Das wirst du nicht erzählen«, erwiderte Kleiner Vogel aufgebracht. »Ich bin kein Feigling, ich habe keine Angst vor dem weißen Mann und um dir das zu beweisen, werde ich jetzt zu seinem Haus gehen und ihn töten. Bist du tapfer genug, um mit mir zu gehen?«

»Ha-i, wenn ich den ersten Weißen getötet habe, wirst du sehen, wie tapfer ich bin.«

Mit blitzenden Augen wandte sich Powderface an die anderen.

»Was ist mit euch? Kommt ihr mit oder verkriecht ihr euch lieber in euren Zelten?«

Die Männer antworteten ihm mit kehligen Kriegsrufen und Sekunden später trommelten vierundzwanzig Pferdehufe in wildem Stakkato über den gefrorenen Boden. Bereits hinter der nächsten Wegbiegung tauchten vor ihnen die Gebäude einer kleinen Ranch auf, die sich dort am Fuße eines Hügels duckten.

Schnee wirbelte unter den donnernden Hufen der Pferde auf und ihr schrilles Kriegsgeschrei ließ die kalte Morgenluft erzittern.

Emma Walton kam gerade mit einem Melkeimer in der Rechten, aus dem die Milch überschwappte, aus dem Stall, als sich die Indianer in gestrecktem Galopp dem Anwesen näherten.

Erschrocken drehte sich die Frau um.

Als sie die Comanchen erkannte, weiteten sich ihre Augen vor Entsetzen. Einen Atemzug lang war sie wie gelähmt. Dann stieß sie einen gellenden Schrei aus, ließ den

Eimer fallen und rannte los. Der Schrei lockte ihren Mann aus dem Haus.

Wie eine todbringende Welle fluteten die Krieger heran.

Das Ehepaar hatte keine Chance.

In vollem Ritt hob Kleiner Vogel seinen Hornbogen und zog einen Pfeil an die Wange zurück. Der gefiederte Todesbote schlug in den Rücken von Emma Walton und ließ sie mitten auf dem Hof zusammenbrechen.

Im gleichen Moment wurde ihr Mann von den anderen Comanchen umringt.

Powderface schwang seinen Schädelbrecher und verwandelte das bärtige Gesicht des Ranchers in eine blutigrote Ruine.

Stunde um Stunde war Jim Crown an diesem Morgen durch das verschneite Land geritten, bis er endlich die Indianeragentur erreichte.

Die kalte Sonne war inzwischen ein gutes Stück westwärts gewandert und die Luft immer noch von klirrendem Frost erfüllt. Beim Anblick der gedrungenen Holzhäuser zügelte Jim unwillkürlich sein Pferd und blickte sich prüfend um. Der erste Eindruck, den die Reservationsverwaltung auf ihn machte, war alles andere als erfreulich.

Das Holz der Häuserwände war vor Jahren einmal hell und freundlich gestrichen worden, aber seither hatte sich anscheinend niemand mehr um das Anwesen gekümmert. Der Anstrich der Gebäude hatte inzwischen die Farbe von nassem Lehm angenommen, was mit ein Grund war, weshalb die ganze Reservationsverwaltung einen herunterge-

kommenen, verwahrlosten Eindruck machte. Dazu gehörte auch das Fehlen etlicher Dachschildeln, das deutlich zu erkennen war, obwohl der Winter den Häusern eine weiße Haube aus Schnee aufgesetzt hatte, und der viele Unrat, der zwischen den Häusern lag. In einem der Nebengebäude waren sogar zwei Fenster zerbrochen und einfach mit Brettern und einer fadenscheinigen Pferdedecke wieder verschlossen worden. Überall wuchs winterhartes Gestrüpp durch den schmutzig braunen Schneematsch des Vorhofes.

Crown brachte sein Pferd vor dem Hitch Rack der Hauptverwaltung zum Stehen und glitt steif vor Kälte aus dem Sattel. Erneut ließ er seine Blicke über das Anwesen gleiten. Scheinbar scherten sich die Verantwortlichen einen Teufel darum, in was für einem Zustand sich die Agentur befand.

Mit einem Schulterzucken öffnete er die Eingangstür.

Wenigstens ist es hier warm, dachte Jim, als er mit dem Stiefelabsatz die Tür hinter sich ins Schloss drückte. Die Hitze, die der bullernde Kanonenofen in der Mitte des Raumes ausstrahlte, empfand er als weitaus angenehmer als die klirrende Kälte draußen. Das Büro war ein rechteckiges Zimmer, das durch eine hüfthohe Holzbarriere in zwei ungleich große Hälften geteilt war.

Auf der einen Seite gab es lediglich eine wacklige Besucherbank und an der Wand ein vergilbtes Gemälde von Samuel Houston, dem ehemaligen Präsidenten der Republik Texas.

Auf der anderen, wesentlich größeren Seite, befanden sich zwei Regale, in denen sich Konserven, Stoffballen und Säcke mit Bohnen, Mehl, Kaffee und Zucker stapelten. Davor stand ein schmaler Tisch mit einer Waage, wie er sie

auch schon im Mercantile Store von Rath City gesehen hatte. Ein zerschrammter Schreibtisch, zwei Lehnstühle und ein abgestoßener Metallschrank, der direkt neben dem rußgeschwärzten Ofen stand, vervollständigten die Einrichtung. Hinter dem Schreibtisch saß ein dürrer Mann mit abstehenden Ohren und einem derart ungepflegten Bart, dass sich Jim im Stillen fragte, ob wohl Motten darin hausten.

Er war gerade damit beschäftigt, einige Zahlen in ein dickes, wichtig aussehendes Buch zu schreiben, als Crown den Raum betrat.

Neugierig hob er den Kopf.

Seine wässrigen Augen musterten den Marshal und verfolgten misstrauisch jede seiner Bewegungen, während Jim langsam auf die Holzbarriere zuing.

»Was wollen Sie?«, schnarrte er unhöflich.

»Ich hätte gerne mit dem zuständigen Reservationsagenten gesprochen.«

Der Mann zuckte nervös zusammen.

»Mister Stafford ist im Moment leider etwas unpässlich. Als Verantwortlicher für alle Angelegenheiten innerhalb der Reservation hetzt er gerade von einem Termin zum anderen. Aber vielleicht kann ich Ihnen ja helfen, ich bin sein Stellvertreter. Mein Name ist Carl Cramer.«

»Aber natürlich«, entgegnete Jim ausgesprochen freundlich, obwohl er davon überzeugt war, dass ihn Cramer schamlos angelogen hatte.

Er kannte keinen Indianeragenten, der durch seine Arbeit derart in Anspruch genommen wurde, dass er nicht einmal die Zeit fand, mit dem örtlichen Gesetzesvertreter zu reden, schon gar nicht während dieser Jahreszeit.

»Mein Name ist Crown, Jim Crown. Ich bin der Marshal

von Rath City und führe ab und zu Kontrollen durch.«

Dabei schob Jim mit dem Daumen die linke Hälfte seiner Winterjacke zur Seite und ließ Cramer einen kurzen Blick auf den fünfzackigen Stern werfen.

»Kontrollen? Was für Kontrollen?«

Cramers Stimme klang plötzlich seltsam schrill.

»Es besteht der Verdacht, dass es hier in der Reservation zu gewissen Unregelmäßigkeiten gekommen ist«, erklärte der Marshal.

Das Ganze war allerdings ziemlich starker Tobak.

Trotz seines Marshalssterns besaß er innerhalb der Reservation keinerlei Befugnisse. Crown intervenierte lediglich aufgrund der Verdächtigungen von Asha, der Halbblutindianerin, und den Mutmaßungen einiger Bürger der Stadt.

Es war ein verdammt schmaler Grat, auf dem er da wanderte, doch obwohl er im Moment noch keinerlei Beweise in der Hand hatte, begann Jim allmählich zu ahnen, dass er mit seinen Behauptungen in ein Wespennest getreten hatte.

Cramers Reaktion war ziemlich hektisch. Immer wieder blickte er nervös auf die Tür in seinem Rücken.

»Das Ganze ist mit Sicherheit ein Missverständnis«, maulte er schließlich. »Aber das haben wir gleich. Mister Stafford wird für diese Angelegenheit bestimmt einen Moment seiner kostbaren Zeit opfern können.«

Bevor Jim darauf etwas erwidern konnte, war Cramer auch schon aufgesprungen und wie der Blitz durch die Tür verschwunden.

Von einem Moment zum anderen war der Marshal ganz alleine in dem Büro. Das war genau die Situation, auf die er gehofft hatte, denn er hatte sich vor seinem Besuch in der Reservationsverwaltung auf eine gewisse Art vorbereitet.

Mit einem Satz sprang er über die hölzerne Balustrade und ging auf den schmalen Tisch vor den Ladenregalen zu. Hastig zog er einen quadratischen Metallwürfel aus der Hosentasche und legte ihn auf die Waage, mit der die Verpflegungsrationen der Indianer abgewogen wurden. Dabei starrte er neugierig auf den Zeiger.

Mit einem Blick erkannte Jim, dass sowohl Asha als auch seine Verlobte und einige andere Bewohner von Rath City mit ihren Vermutungen richtig lagen. Das Eisenstück, das ihm ein Storekeeper aus der Stadt überlassen hatte, war geeicht und wog genau 1 Pound (ca 454 Gramm), die Waage der Reservationsverwaltung jedoch zeigte ein Gewicht an, das beinahe ein Drittel über dem tatsächlichen lag. Damit war offensichtlich, dass die Indianer schon beim Abwiegen ihrer vertraglich zugesicherten Lebensmittelrationen massiv betrogen wurden. Zu gerne hätte Jim jetzt noch einen Blick in die Bücher geworfen, die sich auf dem Schreibtisch stapelten, aber plötzlich wurden Stimmen laut.

Der Marshal stand kaum wieder auf der anderen Seite der Holzbarriere, als auch schon jäh die Tür aufgestoßen wurde. Cramer kam in Begleitung eines untersetzten Mannes zurück, dessen Gesicht von unzähligen Pockennarben verunstaltet war. Der Beschreibung nach, die er von Asha erhalten hatte, wusste Jim, dass es sich dabei um Frank Stafford handelte. Der Reservationsagent fluchte lästerlich und die Blicke, die er dem Marshal aus seinen kleinen, tückischen Augen zuwarf, waren mehr als mörderisch.

»Was soll dieser Quatsch mit den Kontrollen? Wer sind Sie eigentlich?«

»Mein Name ist Jim Crown, ich bin Marshal in Rath City. Ich kann Ihnen gerne meine Legitimationen zeigen, wenn

Sie mir nicht glauben. Ich ...«

»Soso, ein Marshal also«, unterbrach ihn Stafford, dessen Haltung sich augenblicklich entspannte.

Er musterte Crown mit einem herablassenden Blick, und als er weiter redete, begann er ungeniert zu grinsen.

»Dann wissen Sie hoffentlich auch, dass Sie sich auf Armeegebiet befinden und hier trotz Ihres Sterns keinerlei Befugnisse haben. Ich würde Ihnen deshalb empfehlen, schnellstens wieder zurück nach Rath City zu reiten, denn ansonsten sehe ich mich gezwungen, die Army über Ihr Auftreten zu informieren. Colonel Nelson reagiert meines Wissens nach auf Einmischungen in seine Belange ziemlich allergisch. Also seien Sie vorsichtig mit dem, was Sie hier tun, als oberster Militärkommandant in diesem County kann er Ihnen nämlich bedeutend mehr Schwierigkeiten bereiten, als Sie verkraften können.«

Der Gedanke daran schien Stafford zu erheitern, denn er begann unvermittelt zu lachen.

In Jim kam langsam die kalte Wut hoch.

Sie hatten also alle recht behalten: Asha, Linda und all die anderen, die ihn seit Wochen gedrängt hatten, die Machenschaften Staffords einmal etwas genauer in Augenschein zu nehmen.

Er wusste nun, dass der Reservationsverwalter die Indianer mindestens um ein Drittel der ihnen zustehenden Rationen betrog, um diese Lebensmittel, Medikamente und Kleider hernach zu Schleuderpreisen an die umliegenden weißen Bewohner des Countys zu verkaufen. Kein Wunder also, dass die Ladenbesitzer von Rath City Sturm liefen, nachdem ihr Umsatz inzwischen um fast die Hälfte eingebrochen war.

Gleichzeitig wurde Crown aber auch klar, dass eine weitere Auseinandersetzung mit Stafford auf offiziellem Weg völlig sinnlos war. Erstens hatte er keinerlei Befugnisse, um in der Agentur irgendwelche Dinge nachzuprüfen, und zweitens wäre garantiert längst wieder alles in Ordnung gebracht, bis er den Colonel endlich überzeugt hätte und mit einer Abteilung Soldaten zurückgekommen wäre.

Als er unter dem höhnischen Lachen des Reservationsagenten das Büro verließ, war er bis in die Stiefel hinein von Zorn erfüllt.

Das Dorf von Sonnenadler lag nördlich vom Canadian River in einer weitläufigen Bodenwelle. Es bestand aus den Tipis mehrerer Stammesgruppen, von denen alle ihre Zelte entsprechend den uralten Traditionen aufgestellt hatten. Es gab davon etwa dreißig der Nokoni und knapp ein Dutzend der Yamparika und Penetekas. Alle Zelte waren nach Osten hin in einem großen Kreis von einer Viertelmeile aufgestellt. Abseits des eigentlichen Dorfs gab es noch ein paar Tipis der Pagatsu und Ketatore, unbedeutenden Untergruppen des Stammes, sowie etwa zwanzig Zelte der Kiowas, den Verbündeten der Comanchen.

Alles in allem lebten beinahe zweihundert Indianer in dem Lager, dennoch wirkte das Reservationsdorf an diesem Morgen wie ausgestorben. Entgegen anderen Indianerlagern gab es hier keine große Pferdeherde, die sich auf den umliegenden Hügeln tummelte, und auch kein Rudel der obligatorischen Dorfköter. Stattdessen duckten sich nur eine Handvoll abgemagerter Ponys zum Schutz vor der

Kälte zwischen den Schneeverwehungen im Lager und außer dem Heulen eines harten Nordwesters und dem Knatzen der Zeltklappen im Wind war kein anderes Geräusch zu hören. Von den Bewohnern selbst war auch nichts zu sehen, obwohl fast aus jedem Tipi Rauch quoll.

Erst, als Powderface seine kleine Gruppe auf das Dorf zu führte, kam Leben in das Lager. Kaum hatte sie der Wachposten vorbeigewunken, sprang auch schon ein struppiger, unglaublich magerer Hund hinter einem der Zelte vor und kündigte ihre Ankunft mit wildem Kläffen an. Daraufhin wurden an den Zugängen mehrerer Tipis die Büffelfelle zur Seite gezogen und verschlafene, zum Teil noch halb nackte Dorfbewohner begannen den Trupp misstrauisch zu mustern. Powderface hielt geradewegs auf das Zelt des Häuptlings zu. Dort angekommen stieg er vom Pferd und wechselte ein paar Worte mit dem Krieger, der am Eingang Wache hielt.

Inzwischen waren Powderface, Kleiner Vogel und die anderen bereits von der Hälfte der Dorfbewohner umringt. Die Nachricht, dass sechs Krieger eines Jagdtrupps mit einem halben Dutzend Rinder ins Lager gekommen waren, hatte sich schnell herumgesprochen. Aufgeregt redete die Menge durcheinander, während sich die Blicke der Menschen auf die Rinder hefteten, die der Trupp mit sich führte.

Aiee, diese gefleckten Büffel konnten nur einem Rancher gehören. Jeder im Lager wusste aber, dass kein Weißer den Comanchen jemals freiwillig soviel Tiere überlassen würde. Was also war geschehen?

Das Stimmengewirr schwoll immer mehr an, bis am Zelt des Häuptlings das Büffelfell zur Seite geschoben wurde

und Tabequeva durch den niedrigen Zugang hinaus ins Freie trat.

Obwohl sein Einfluss, vor allem unter den jüngeren Krieger, mehr und mehr am Schwinden war, besaß der Häuptling immer noch genug Autorität, um die Menge allein durch sein Erscheinen verstummen zu lassen.

Mit steinernem Gesicht hörte er sich den Bericht der Krieger an.

Danach richtete er seinen Blick auf Powderface und fragte ihn spöttisch: »Warum erzählst du mir das alles, haben die jungen Krieger nicht dich zu ihrem Sprecher gewählt? Also sieh gefälligst selber zu, wie du die Sache regelst.«

Noch bevor ihm Powderface eine Antwort geben konnte, wurde es in der Menge unruhig. Mit lauten Rufen versicherten die Dorfbewohner Tabequeva, dass er immer noch ihr Häuptling sei.

Allen war jetzt klar, das Tabequeva mit seinen ewigen Mahnungen für Frieden recht behalten hatte. Die Weißen würden den sinnlosen Mord an den Waltons garantiert nicht ungestraft hinnehmen. Dass sie dabei nicht nur die Schuldigen bestrafen würden, sondern auch den ganzen Stamm, lag auf der Hand.

Der Häuptling hob die Arme und befahl der Menge zu schweigen, als sie Powderface und seine Krieger zu verfluchen begann.

»Ich kann nicht hinnehmen, was Powderface und die anderen jungen Krieger getan haben. Auch wenn ihr Zorn auf die Weißen berechtigt war, so hat das unbedachte Handeln einiger weniger doch Unglück über unser ganzes Volk gebracht. Wir müssen uns deshalb beraten, was zu tun ist.«

Powderface schluckte und starrte Tabequeva böse an.

»Du verurteilst uns, obwohl wir dem Stamm Fleisch bringen? Wenn es nach dir geht, sind wir bis zum Ende des Winters alle verhungert. Siehst du denn nicht, dass uns die Weißaugen belügen und betrügen, wo sie nur können?«

»Das mag sein, doch das sind nur wenige. Die Masse der Weißen ist uns freundlich gesinnt und du weißt so gut wie ich, dass wir nur überleben, solange wir Frieden mit ihnen halten. Du aber hast ihr Blut vergossen, es wird deshalb nicht lange dauern, bis ihre Soldaten hier eintreffen. Wenn du ein Krieger bist, wirst du dich ihnen stellen, nur so kann weiteres Unheil von unserem Stamm abgewendet werden.«

Powderface schüttelte den Kopf.

»Ich werde mich nicht in die Hände der Blauröcke geben«, sagte er verbittert. »Ich habe genug von den Versprechungen der Weißen. Wenn mich die Soldaten gefangen nehmen wollen, werde ich kämpfen. Ich will lieber sterben, als mich wie ein Tier einsperren zu lassen.«

»Dann wirst du jetzt das Dorf verlassen. Ich werde nicht mit ansehen, wie der ganze Stamm unter deiner Uneinsichtigkeit zu leiden hat.«

Powderface nickte.

»Gut, ich gehe, aber ich werde nicht alleine sein, wenn ich aus dem Dorf reite.«

Abrupt wandte er sich um und zog sich auf den Rücken seines Pferdes. Während er seinen Pinto durch die Reihen der Dorfbewohner lenkte, schwangen sich nach und nach über ein Dutzend weitere Krieger in den Sattel ihrer Pferde. Schmerzlich verzog Tabequeva das Gesicht. Er wusste, dass er die jungen Männer nicht aufhalten konnte, aber dennoch hatte er das Gefühl, dass mit ihnen auch gleichzeitig ein Stück von ihm für immer aus dem Dorf ging.

»Wo wollt ihr hin?«, rief er ihnen mit brüchiger Stimme nach.

»Zur Agentur«, erwiderte Powderface entschlossen.

»Im Gegensatz zu dir werden wir uns zurückholen, um was uns Stafford betrogen hat.«

Marshal Crown verließ das Reservationsgelände so schnell wie möglich und machte sich wieder auf den Weg zurück nach Rath City.

Nach den Vorkommnissen in der Reservationsverwaltung war ihm klar, dass er anders vorgehen musste, wenn er dem Agenten das Handwerk legen wollte. Auch ohne Ashas Mahnung war er sich darüber bewusst, dass die Indianer Staffords Betrügereien nicht mehr lange hinnehmen würden. Dazu war der Winter viel zu kalt und zu lang. Er schüttelte sich, während er sich vorstellte, zu was die Comanchen alles fähig waren, wenn sie weiterhin hungerten. Der Gedanke daran ließ ihn sein Pferd instinktiv zu schnellerem Tempo antreiben.

Die Sonne stand einer brennenden Scheibe gleich am eiskalten Firmament und ihre weißgelben Strahlen ließen die Hügelrücken des umliegenden Landes wie erkaltetes Silber aussehen. Der Schnee lag knöcheltief auf dem Land. Dennoch kam Jim gut voran. Die weiße Pracht war hart gefroren, sodass sein Pferd kaum mit den Hufen einsank, während es eine breite Spur über den Boden pflügte.

Es war bereits später Mittag, als Jim sich anschickte, mit seinem hochbeinigen Wallach die letzte Hügelkette zu erklimmen, hinter der die Farm von Frank und Emma Wal-

ton lag.

Hier wollte er wie auch schon auf dem Hinweg die Nacht verbringen.

Das Ehepaar zählte schon seit Längerem zu seinen besten Freunden. Eine Tatsache, die nicht nur an Emmas Apfelkuchen lag, sondern ganz einfach an der Herzlichkeit, mit der er immer wieder empfangen wurde.

Die beiden waren ihm im Laufe der Jahre sozusagen ans Herz gewachsen und deshalb freute er sich immer wieder, wenn er auf einen Besuch bei ihnen vorbeikommen konnte, wengleich der Anlass meistens nur ein dienstlicher Grund war.

Aber je weiter er die Anhöhe hochkam, umso stärker wurde er von dem Gefühl erfasst, das irgendetwas nicht in Ordnung war.

Eine seltsame Unruhe nahm Besitz von ihm, als er sich der Hügelkuppe näherte.

Irgendwie war heute alles anders als sonst, wenn er den Waltons einen Besuch abstattete.

Kein Stimmengewirr drang an sein Ohr, kein Wiehern von Pferden, kein Laut von den Rindern, nichts!

Es war seltsam still.

Die einzigen Geräusche, die in der froststarrten Luft zu hören waren, kamen vom Schnauben seines Pferdes, dem Knarren des Sattelleders und von den beiden dunklen Punkten, die keinen Steinwurf vor ihm am Himmel kreisten.

Bussarde, durchzuckte es ihn, die Aasfresser des Landes, die immer dann auftauchten, wenn irgendwo etwas Totes oder Verwesendes lag.

Crown schluckte trocken, eine eiskalte Hand schien sich

um die Kehle des Marshals zu legen. Düstere Vorahnungen jagten durch seinen Kopf, während sein Herz immer schneller zu schlagen begann. Mit einem wilden Fluch riss er an den Zügeln seines Pferdes. Das Tier bäumte sich jäh auf und schoss nach vorne. Schnee wirbelte auf und Crown duckte sich tief im Sattel, während er seinen Wallach über die Hügelkette peitschte.

Zu spät!

Als Jim jene Stelle auf der Hügelkuppe erreicht hatte, von wo aus man das Anwesen der Waltons sehen konnte, schnappte er keuchend nach Luft. Die Walton Ranch existierte nicht mehr. Statt des Wohnhauses und der solide gebauten Stallungen und Schuppen des Anwesens sah Crown nur noch schwarz verkohlte, von Asche überzogene Holzreste vor sich.

Dort, wo einst die Gebäude der Ranch gestanden hatten, lagen nur noch verkohlte Balken.

Hier und da quollen noch schmale Rauchfäden aus den Trümmern empor und über dem ganzen Anwesen lag der Geruch des Todes.

Entsetzt glitt Jim aus dem Sattel und blieb mit geballten Fäusten auf der Hügelkuppe stehen.

Beißender, aus den Trümmern emporsteigender Rauch wehte ihm entgegen.

»Frank, Emma!«

Mehrere Male rief er nach dem Ehepaar, obwohl seine Augen längst mit brutaler Klarheit erkannt hatten, was sich sein Verstand noch weigerte zu begreifen.

Auf der Ranch gab es kein Leben mehr.

Frank Walton gehörte genauso der Vergangenheit an wie seine Frau Emma, die nie wieder aus dem Haus treten, ihre

Kochschürze abbinden und ihn mit einem gütigen Lächeln im Gesicht zu einem Apfelkuchen einladen würde.

Es gab nichts mehr, nur noch Trümmer, Rauch und beißenden Qualm.

Crown kämpfte mit den Tränen, als er im Ranchhof aus dem Sattel glitt und auf die Leichen zuging. In seinem kantigen Gesicht zuckte kein Muskel, während er die Überreste der Waltons hinter den Hühnerstall zerrte, der seltsamerweise als einziges Gebäude von den Flammen verschont geblieben war. Erschüttert ging er wieder zu seinem Pferd zurück, nachdem er zwei flache Gruben in den Schnee gescharrt und die beiden Toten hineingelegt und notdürftig zugedeckt hatte.

Jim fuhr sich mit der Zunge über die Lippen und zog sich in den Sattel.

Trotz der Kälte und des vielen Schnees fühlte er, wie ihn die Wut in heißen Wellen durchflutete. Er stieß seinem Pferd die Hacken in die Weichen und hatte es plötzlich noch eiliger, zurück in die Stadt zu kommen.

Unvermittelt stellte sein Pferd die Ohren auf und begann zu schnauben.

Jim kannte seinen Wallach lange genug, um zu wissen, dass dies ein untrügliches Zeichen dafür war, dass sich jemand in ihrer Nähe befand. Indianer, waren die ersten Gedanken, die ihn durchzuckten. Während er mit der Rechten sein Gewehr aus dem Scabbard zog, brachte er mit der anderen Hand das Pferd zum Stehen.

Zunächst konnte er nichts erkennen, aber dann wurden

hinter einer Hügelkuppe Geräusche laut und seine lauern-
de Haltung entspannte sich wieder. Er wusste sofort, was
dort hinten auf ihn zukam. Er hörte es an den eisenbeschla-
genen Rädern, die über den mit Schnee bedeckten Boden
rumpelten, am Schnauben der Pferde und am Klirren des
Zaumzeugs. Kurz darauf bog das Fuhrwerk auch schon um
den Hügel, und Jim konnte erste Einzelheiten erkennen.

Zwei stämmige, gutmütig wirkende Braune bemühten
sich vor ihm, einen hochrädigen Box-Brave Farmwagen
durch den Schnee zu ziehen. Es gelang ihnen zwar, aller-
dings recht langsam, was Jim auch nicht verwunderte.
Trotz der Plane, mit der die Ladefläche abgedeckt war,
konnte man deutlich sehen, dass der Wagen für nur zwei
Pferde viel zu schwer beladen war. Statt die Tiere mit ih-
rem Gewicht zu erleichtern und nebenher zu laufen, thron-
ten die beiden Männer noch dazu wie eitle Pfaue auf dem
Wagenbock und quittierten die Anstrengungen des Ge-
spanss mit wilden Flüchen und ständigem Peitschenknal-
len.

Als sie Crown bemerkten, brachten sie das Fuhrwerk zum
Stehen und grinsten ihn an. Instinktiv legte der Marshal bei
ihrem Anblick die Hand auf den Griff seines Navys. Ihr
Grinsen war genauso unecht wie die Zähne von William
Church. Der Leiter des Telegrafienbüros von Rath City war
so alt, dass er wahrscheinlich schon seit Jahrzehnten keine
eigenen mehr besaß.

»Hallo«, sagte einer der Männer. Er war stämmig, unter-
setzt und trug ein blaues Wollhemd und eine dunkle Drill-
ichhose unter seinem dicken Wintermantel. Durch seinen
wagenradgroßen Hut mit der herunterhängenden Krempe
und dem gewaltigen Bart war von seinem Gesicht nicht

mehr zu erkennen als der Mund, die Knollennase und zwei dunkle Augen, die tückisch funkelten.

»Sind Sie zufälligerweise auf dem Weg in die nächste Stadt?«

»Und wenn dem so wäre?«, fragte Crown gedehnt.

Seine Sympathie für die beiden wurde immer kleiner, als er bemerkte, wie der andere, ein sandblonder Bursche mit einem Schlägergesicht, in dem im Lauf der Jahre die Fäuste einiger Männer deutlich sichtbare Zeichen hinterlassen hatten, ihn immer wieder verstohlen musterte.

»Dann könnte ich Ihnen ein Angebot machen, das Sie garantiert nicht ausschlagen werden«, sagte der Bärtige.

Dabei deutete er mit der Hand hinter sich auf den Wagen.

»Wissen Sie, mein Partner und ich sind nämlich fahrende Händler. Wir verkaufen den Leuten so ziemlich alles, was man hier draußen benötigt. Kaffee, Speck, Bohnen, Mehl und Zucker, ja sogar Decken, warme Socken und Kleider.«

Bevor Jim ihm antworten konnte, war der Mann vom Wagenbock gesprungen und machte sich an der Plane zu schaffen.

»Wenn Sie sich die Sachen einmal ansehen wollen, ich ...«

»Nein danke«, wehrte Crown ab. »Ich habe alles, was ich brauche, außerdem bin ich im Moment etwas knapp bei Kasse.«

In seiner Brieftasche, die in der Innentasche seiner Winterjacke steckte, befanden sich zwar über sechzig Dollar, aber mit seiner Aussage wollte er den Männern von Anfang an verdeutlichen, dass es sich nicht lohnen würde, mit ihm ins Geschäft zu kommen.

»Sagen Sie mal, Sie sind nicht zufällig von hier?«, sagte der Sandblonde plötzlich.

»Da müssen Sie sich irren«, verneinte Crown die Frage.

Irgendein Gefühl sagte ihm, dass es besser für ihn sein könnte, wenn die Männer nicht wussten, dass er ein Marshal war.

»Ich bin fremd hier und nur auf der Durchreise.«

»Komisch«, entgegnete der Andere. »Irgendwie habe ich das Gefühl, Sie hier in der Gegend schon mal gesehen zu haben.«

»Sorry, ich glaube, da verwechseln Sie mich mit jemand.«

»Na also«, mischte sich der Bärtige wieder in den Disput ein. »Ich habe mir doch gleich gedacht, dass Sie mein nächster Kunde sind. Sie müssen sparen und ich kann Ihnen dabei helfen. Kommen Sie ...«

Beifall heischend starrte er Crown ins Gesicht, nachdem er die Plane zurückgezogen hatte.

»Und, ist das eine Auswahl? Das Beste kommt aber noch, warten Sie erst die Preise ab.«

Kalte Wut ergriff von Jim Besitz, als er die dargebotenen Waren betrachtete. Die Armeedecken und die unzähligen Regierungstempel und Banderolen mit dem Aufdruck des Staates von Texas waren untrügliche Zeichen, dass diese beiden Männer jene freien Händler sein mussten, welche die von Stafford unterschlagenen Waren verkauften. Bei dem Gedanken daran, dass zur gleichen Zeit in der Reservation vielleicht ein Kind vor Hunger starb, während sich diese Männer die Taschen mit dem Geld aus dem Verkauf von Waren vollstopften, die eigentlich den Indianern gehörten, platzte er beinahe vor Zorn.

»Sie wissen aber schon, dass diese Waren hier Regierungseigentum sind und dass ihr öffentlicher Verkauf verboten ist?«, sagte Jim leise, während er Mühe hatte, nicht

die Beherrschung zu verlieren.

Der Bärtige lächelte gequält.

»Stört Sie das vielleicht? Wenn ja, dann denken Sie doch einfach daran, dass Sie bei mir bei jedem Einkauf über die Hälfte sparen. Wie heißt es doch so schön, das Hemd ist einem immer näher als die Hose, oder täusche ich mich da etwa in Ihnen?«

»Verdammt!«, fluchte sein Partner plötzlich. »Jetzt weiß ich auch, woher ich den Kerl kenne. Das ist Crown, der Marshal von Rath City.«

Im gleichen Moment erkannte Jim die winzige Bewegung seiner Schultern.

Als der Sandblonde den Lauf seines Revolvers anhub, blitzte es auch schon an der Hüfte des Marshals auf und eine Kugel traf ihn hoch in der Schulter. Die Wucht des einschlagenden Projektils wischte ihn förmlich vom Wagenbock.

Noch während er zu Boden fiel, richtete Crown die Mündung seiner Waffe auf den Bauch des Bärtigen. Die Haltung des Mannes versteifte sich augenblicklich, während er den Marshal mit flackernden Augen musterte.

»Was ... was haben Sie jetzt vor?«

»Eigentlich hätte ich nicht übel Lust, euch beide wie räudige Hunde über den Haufen zu schießen. Aber ich werde mir an euch nicht die Finger dreckig machen. Packt euren Kram und verschwindet aus diesem Land. Wenn ich euch noch einmal hier sehe, gebe ich den Comanchen einen Tipp, wo sie die Waren finden können, um die sie Stafford betrogen hat. Habt ihr mich verstanden?«

Mit fliegenden Fingern zerrte der Bärtige seinen Partner auf den Wagen und verließ die Stelle, so schnell es die Ge-

spannpferde zuließen.

Als die beiden hinter der nächsten Hügelkuppe verschwunden waren, war auch Crowns Zorn wieder ver-raucht. Ingeheim schalt er sich einen ausgemachten Narren.

Warum hatte er die beiden eigentlich relativ ungeschoren davonkommen lassen?

Und warum hatte er die gestohlenen Waren nicht zu den Comanchen gebracht?

Im Moment hatte er keine Antwort auf diese Fragen, aber vielleicht war es auch besser so, dass die beiden so schnell verschwunden waren. Er war sich nicht sicher, ob er sich bei ihrem Anblick nicht doch noch zu etwas hätte hinreißen lassen, was er später bereuen würde.

Mit einem wilden Fluch auf den Lippen setzte er seinen Weg in die Stadt fort.

Als er mit seinem Pferd am späten Abend endlich in die Texas-Street einbog, spürte er sofort, dass irgendetwas passiert sein musste.

Überall war Bewegung.

Jedes Haus war hell erleuchtet und auf den Straßen brannten unzählige Feuer.

Bewaffnete Männer hasteten trotz der nächtlichen Stunde durch die Stadt, andere schoben an den Ausfallstraßen Farmwagen und Prärieschoner, die mit Sandsäcken beladen waren, als Barrieren über die Fahrbahn. Auf den Dächern der Häuser gingen Gewehrschützen hinter aus Balken, Hausrat und Möbelstücken errichteten Brüstungen in Deckung, wieder andere begannen damit, die Türen und Fenster der Häuser mit Brettern und Kistendeckeln zu vernageln. Rath City glich einem Ameisenhaufen, in dem je-

mand kräftig mit einem Stock herumgestochert hatte.

»Was geht denn hier vor sich?«, entfuhr es Crown, als eine Gruppe von Männern auf ihn zukam.

Sie würden ihm das Geschehen mit Sicherheit erklären können, dachte er.

Doch zu seinem Erstaunen beachteten sie ihn überhaupt nicht. Sie liefen an ihm vorbei, als wäre er Luft. Unwillkürlich legte sich seine Hand auf den Griff seines Navy Colts, als er das Pferd die Straße hinauf auf sein Büro zulenkte. Dort stand Smoky, sein Deputy, mit der obligatorischen Maiskolbenpfeife im Mundwinkel und winkte ihm zu. Er schien ihn bereits sehnsüchtig zu erwarten.

»Was ist hier los?«, erkundigte sich Crown, während er aus dem Sattel glitt.

»Der Teufel ist los«, entgegnete der kauzige Oldtimer und nahm die Pfeife aus dem Mund. »Oder besser gesagt, die Comanchen.«

Verständnislos musterte Crown seinen Deputy.

»Geht es auch ein bisschen genauer? Im Moment verstehe ich nur Teufel und Comanchen, während die halbe Stadt wie ein aufgescheuchter Hühnerhaufen durch die Gegend rennt.«

Smoky nickte ernst und deutete mit dem Ende seines Pfeifenstiels auf das Stationsgebäude der Butterfield-Overland-Line.

»Vor etwa einer Stunde kam Mike mit der Abendkutsche in die Stadt, dabei ist er gefahren, als ob ihm der Kittel brennt. Wenn ich sein Geschrei richtig verstanden habe, hat er auf dem Weg hierher in die Stadt beobachtet, wie eine Bande Comanchen die Ranch der Waltons überfallen und angezündet hat. Seither spielen hier alle verrückt. Der Bür-

germeister stellt gerade eine Art Bürgerwehr auf die Beine, weil er glaubt, dass die Indianer auch Rath City angreifen werden, und in den Saloons werden schon Wetten abgeschlossen, wem es wohl als Ersten gelingt, einen Indianer zu erschießen. Dabei hat die ganze Blase von den Comanchen soviel Ahnung wie eine Kuh vom Sonntag. Du glaubst ja gar nicht, wie froh ich bin, dass du wieder da bist.«

»Wo ist Linda?«

Jim wusste um die Sympathie seiner Verlobten den Comanchen gegenüber und ihrer Freundschaft zu der Halbblutindianerin Asha, eine Sympathie, die ihr unter Umständen in dieser Situation gefährlich werden konnte. Er war lange genug Marshal, um die Unberechenbarkeit einer aufgebrauchten Menschenmenge zu kennen.

Statt einer Antwort grinste ihn der Deputy nur an.

»Um die brauchst du dir keine Sorgen zu machen. Linda ist wahrscheinlich eine der wenigen, die in dieser Stadt noch einen klaren Kopf behalten haben. Ganz so, wie es sich für die zukünftige Frau eines Marshals gehört. Sie ist mit ein paar Mitgliedern des Frauenvereins drüben beim Doc und kümmert sich um die medizinische Versorgung, falls die Indianer es tatsächlich wagen sollten, die Stadt anzugreifen. Aber daran glaube ich nicht, Häuptling Sonnenadler ist zwar schon ein alter Mann, aber er hat seinen Stamm immer noch unter Kontrolle.«

Der Marshal verzog das Gesicht.

Es war auch nicht Sonnenadler, der ihm Sorgen machte, sondern Powderface. Er wusste von Linda, dass dieser Krieger schon lange auf einen Anlass wartete, um auf die Weißen loszugehen, und dass sein Einfluss im Stamm mit jedem Tag, an dem die Comanchen hungerten, größer wur-

de. Allerdings wollte er dieses Wissen noch geraume Zeit für sich behalten, jedenfalls so lange, bis er ein zweites Mal mit Colonel Nelson gesprochen hatte.

Deshalb ging er auch nicht weiter auf Smokys Vermutungen ein, sondern drängte ihn in das Marshal Office zurück.

»Jetzt lass uns endlich reingehen, im Warmen lässt es sich viel angenehmer reden.«

Smoky folgte ihm zustimmend.

Während er die Tür hinter sich ins Schloss zog, bemerkte er aus den Augenwinkeln heraus, wie sich der Marshal schüttelte.

»Verdammt, ist das kalt«, sagte Crown. »Du könntest mir eine Tasse heißen Kaffee anbieten, bevor wir weiterreden. Ich hoffe doch, dass du bei diesem Wetter davon eine Kanne voll auf dem Ofen hast.«

Smoky bleckte die Zähne.

»Worauf du einen lassen kannst.«

Powderface brachte seinen Pinto zum Stehen und hob die Hand.

Hinter ihm zügelte eine vierzehn Krieger starke Horde abrupt ihre Pferde.

Unter ihnen durchschnitt das schmutzig graue Band des Canadian Rivers die weiße Schneelandschaft und nicht weit davon entfernt duckten sich die heruntergekommenen Verwaltungsgebäude der Indianerreservation an den Fuß eines Hügels.

Nach einem kurzen Moment des Betrachtens ritten sie langsam weiter, obwohl die Männer am liebsten mit lautem

Kriegsgeschrei auf die Häuser zugeritten wären. Aber Powderface hatte sie angewiesen, sich dem Anwesen so leise wie möglich zu nähern.

Als sie bis auf Pfeilschussweite an die Agentur herangekommen waren, gab er mit zischenden Lauten weitere Anweisungen. Die Krieger sprangen von ihren Pferden und umzingelten das Gebäude der Hauptverwaltung, das wie verlassen vor ihnen lag. Als Powderface schließlich auf die Eingangstür zutrat, nickte er Kleiner Vogel zu.

»Wir zwei gehen hinein.«

Kleiner Vogel legte den Kopf zur Seite und musterte ihn skeptisch.

»Was ist, wenn uns der Agent Schwierigkeiten macht?«

Powderface grinste.

»Ich glaube kaum, dass uns der Hund Ärger bereiten wird, wenn er sieht, dass die anderen durch die Fenster mit ihren Waffen auf ihn zielen.«

Kleiner Vogel lachte glucksend, während er vorsichtig den Türknauf der Eingangstür hinunterdrückte, hinter der außer der Agenturverwaltung auch gleichzeitig die Räumlichkeiten für die Ausgabe der Lebensmittelrationen untergebracht waren.

Trotz der bevorstehenden Verteilung der Essens- und Kleiderzuteilung befanden sich nur zwei Männer in dem Raum. Einer von ihnen lehnte an der Wand und redete ununterbrochen, während der andere in der Nase bohrte und immer wieder einen Blick auf das warf, was seine Fingerkuppen ans Tageslicht befördert hatten.

»Das war nach der kleinen Halbblutschlampe bereits der Zweite, der hier auftaucht und herumschnüffelt«, sagte Cramer.

Nachdenklich kaute er an seiner Unterlippe.

»Wir sollten die Sachen vielleicht besser irgendwo im Norden verkaufen, sonst kommt man uns eines Tages doch noch auf die Schliche.«

»Ich werde darüber nachdenken, wenn es soweit ist«, entgegnete Stafford, in dessen Augen ein gieriges Glitzern stand. »Im Moment jedoch laufen die Geschäfte noch prächtig.«

Cramer schien mit dieser Aussage nicht ganz einverstanden zu sein. Ihm war deutlich anzusehen, dass er sich alles andere als wohl in seiner Haut fühlte, nachdem sich nun auch ein Sternträger für ihre Geschäfte zu interessieren begann. Als er versuchte, dem Agenten seinen Standpunkt darzulegen, wurde unvermittelt die Tür aufgerissen und die beiden, Cramer und Stafford, unterbrachen abrupt ihre Unterhaltung.

Überrascht starrten sie auf die bewaffneten Indianer.

Cramer begann nervös zu blinzeln, während Stafford hinter dem Schreibtisch seine Hand nach unten fallen ließ.

»Was wollt ihr hier?«, zischte er unwirsch.

»Wir wollen uns nur das holen, was uns rechtmäßig zusteht«, erwiderte Powderface spröde. »Decken, Lebensmittel, Medikamente.«

»Ihr seid wohl verrückt geworden?«, schnaubte der Agenturleiter. »Solange die Gelder aus Washington nicht da sind, bekommt ihr von mir nicht mal einen Kanten verschimmeltes Brot.«

»Kann sein«, erwiderte der Indianer kalt. »Aber diesmal werden wir nicht wieder mit leeren Händen gehen. Wenn wir reiten, werden zumindest eure Skalpe meinen Sattel schmücken.«

Stafford begriff schnell.

Aber es war zu spät.

Als seine Hand mit dem schweren Navy aus der Schreibschublade hochzuckte, traf ihn der Schädelbrecher von Kleiner Vogel mitten auf die Stirn. Seine Finger öffneten sich und die Waffe fiel zu Boden. Das Blut aus den aufgeplatzten Augenbrauen lief ihm in Strömen über das Gesicht und er schrie vor Schmerzen auf. Aber diese Schmerzen waren nichts im Vergleich zu dem, was er verspüren sollte, nachdem ihn die Indianer ins Freie gezerrt hatten. Sie überstiegen alles Vorstellbare, und als sich einer der Indianer schließlich über ihn kniete und seinen Darm über seinem Gesicht entleerte, verzerrte sich Staffords Antlitz zu einem Lächeln, das nicht von dieser Welt zu stammen schien. Er schrie jetzt auch nicht mehr, sondern brabbelte nur noch wie ein kleines Kind.

Angewidert rammte Powderface dem Indianeragenten seinen Speer in die Brust.

Von einem Moment zum anderen wich das Leben aus ihm, während die Indianer um ihn herumtanzten und skandierten, dass Stafford jetzt selber seine Scheiße fressen musste.

Smoky Bennett wickelte sein Taschentuch um die Rechte, nahm die Kaffeekanne von der rot glühenden Platte des Kanonenofens und verteilte ihren Inhalt schweigend in die unzähligen Steingutbecher, die ihm entgegengehalten wurden.

Marshal Crowns Büro platzte an diesem Nachmittag bei-

nahe aus allen Nähten.

Es hatte den Anschein, als ob das halbe County in Crowns Office versammelt wäre.

Der Bürgermeister von Rath City stand mit Henry Mason, dem Büchsenmacher, und McCoy, dem Schmied, zwei Mitgliedern des Stadtrates, hinter Crowns Schreibtisch, daneben Richard Anderson, der Vorsitzende der örtlichen Rinderzüchtervereinigung und einer der einflussreichsten Rancher des Landes. Ihnen gegenüber lehnte Marshal Crown entspannt aber dennoch aufmerksam mit dem Rücken an der Wand, während der Arzt der Stadt und der Stationsvorsteher der Butterfield-Overland-Line neben ihm nervös in den Stiefel wippten.

Linda Wentfort und William Church, der Leiter des Telegrafbüros, hatten die beiden einzigen Stühle des Büros zugesprochen bekommen.

Linda, weil es sich einfach der Höflichkeit einer Frau gegenüber gehörte, und Church, weil er ziemlich alt und wacklig auf den Füßen war. Aber das war er genau genommen schon seit der Unabhängigkeitserklärung von Texas.

Gemeinsam hielt man Kriegsrat und dementsprechend ernst war auch die Stimmung.

»Ich weiß gar nicht, warum alle noch hier sitzen«, ereiferte sich der Bürgermeister von Rath City. Er wirkte dabei noch aufgeregter als sonst.

Theodore Hutchinson war ein dürrer kleiner Mann mit einem schmalen Gesicht. Mit seinen roten Haaren, dem unstillen, verschlagenen Blick seiner Augen und dem spitz zulaufenden Kinn erinnerte er Crown stetig an einen Fuchs. Er war schon immer das, was Smoky als aufgeregtes Hemd bezeichnete, aber heute schien er völlig überzuschnappen.

Während er weiterredete, fuchtelte er mit beiden Armen in der Luft herum, als ob er Fliegen fangen wollte, und hüpfte durch die Gegend wie jemand, den man mit nackten Füßen auf eine rot glühende Ofenplatte gestellt hatte.

»Die Indianer können jeden Moment hier sein und uns angreifen, während wir hier in stiller Eintracht beim Kaffee zusammensitzen. Wir müssen sofort die Straßensperren verstärken und die Bürgerwehr mobilisieren, alles Dinge, die unser Marshal schon längst hätte in die Wege leiten müssen. Außerdem ...«

»Langsam, langsam Mister Hutchinson«, unterbrach Crown den Bürgermeister. »Es ist bereits alles Notwendige getan worden. Sämtliche waffenfähigen Männer der Stadt stehen Gewehr bei Fuß, Doc Murphy und unsere Lehrerin haben in der City Hall eine Krankenstation für den Notfall eingerichtet und Fort Elliott ist längst telegrafisch informiert. Unser Ziel muss jetzt sein, die umliegenden Farmen und Ranches zu warnen. Die Stadt selber ist am wenigsten gefährdet.«

»Wie können Sie nur so etwas behaupten, haben Sie die letzten Indianeranriffe schon vergessen? Damals brannte die Stadt an allen Ecken.«

»Theo«, mischte sich der Schmied in die Unterhaltung ein und seine Stimme klang beinahe ein wenig vorwurfsvoll. »Das war vor etwas mehr als zwanzig Jahren, damals während des Krieges. Da war die Stadt noch nicht mehr als ein Fliegenschiss in der Landschaft.«

»McCoy hat recht«, sagte Crown. »Selbst wenn Sonnenadler sämtliche Alten und die halbwüchsigen Knaben dazu in den Sattel bringen würde, verfügt er nicht mehr als über einhundert Bewaffnete. Unsere Stadt zählt inzwischen fast

eintausend Einwohner, also was soll das? Die Comanchen würden nie einen Angriff auf Rath City riskieren, sie mögen vielleicht ein kriegerisches Volk sein, aber sie sind keine Selbstmörder.«

»Jim hat recht«, pflichtete Anderson dem Marshal bei. »Wir hier in der Stadt sind relativ sicher, anders sieht es jedoch auf den Farmen und Ranchs in der Umgebung aus. Da gibt es zurzeit auf keinem Anwesen mehr als fünf oder sechs Leute, die eine Waffe halten können. Wenn die Comanchen dort gezielt angreifen, verwandeln sie das Land in ein Massengrab. Wir sollten also schleunigst eine Posse zusammenstellen, welche einerseits die Siedler warnt, andererseits aber so stark ist, dass sie auch einen Angriff von, sagen wir, fünfzig Indianern abwehren kann. Mehr Krieger werden die Comanchen meiner Meinung nach sowieso nicht aufbieten können.«

»Wobei ich eher von der Hälfte oder sogar noch weniger ausgehen würde«, sagte Linda.

Der Einwurf der Lehrerin wurde von den Männern bis auf den Marshal und seinen Deputy mit Erstaunen aufgenommen.

»Linda hat recht«, bestätigte Crown. »Wir haben Informationen darüber, dass es sich bei den marodierenden Indianern lediglich um einige hitzköpfige junge Krieger handelt. Der Großteil des Stammes steht immer noch hinter Sonnensadler und seinem Friedensversprechen, wobei die Betonung auf ›noch‹ liegt. Ich weiß nicht, wie lange die Indianer die Betrügereien ihres Agenten noch hinnehmen werden, wenn es weiterhin so kalt bleibt. Denn dass Stafford sie betrügt, ist eine Tatsache.«

Hutchinson lachte schrill. »Bevor Sie die Schuld an den

Ereignissen weiterhin auf Regierungsbeamte abwälzen, deren Seriosität meiner Meinung nach außer Frage steht, sollten Sie uns doch lieber einmal erzählen, woher Ihre Informationen stammen. Handelt es sich dabei zufällig um die vagen Andeutungen einiger raffgieriger Geschäftsleute, deren Gewinne plötzlich eingebrochen sind, weil es in dieser Gegend seit einiger Zeit fahrende Händler gibt, die Lebensmittel zu vernünftigen Preisen verkaufen?«

»Also das geht jetzt doch zu weit, Theo«, entrüstete sich McCoy. »Wie kommst du dazu, die Geschäftsleute dieser Stadt als raffgierig zu bezeichnen?«

»Warum nicht?«, antwortete Hutchinson mit einer Gegenfrage. »Was soll ich sonst dazu sagen, wenn im Mercantile Store in Rath City schon eine Dose Bohnen das Doppelte von dem kostet, was diese Händler verlangen?«

»Die Männer sind doch nichts anderes als Staffords Handlanger«, behauptete Crown. »Weil die Waren gestohlen sind, können sie diese auch zu Spottpreisen verkaufen und sich trotzdem noch eine goldene Nase verdienen. Dass aber dadurch vielleicht ein neuer Indianerkrieg heraufbeschworen wird, ist diesen Leuten offensichtlich egal, Hauptsache die Kasse stimmt.«

»Ich frage Sie noch einmal, wo haben Sie diese Märchen her?«

Bevor Crown sich dazu äußern konnte, fuhr Hutchinson mit höhnischer Stimme fort.

»Ich will es Ihnen sagen. Von einigen Neidhammeln hier in der Stadt und von der Indianerfreundin Ihrer Verlobten. Ist Ihnen als Marshal denn nicht aufgefallen, dass dieses Luder schon seit geraumer Zeit für Unruhe in der Stadt sorgt?«

»Was reden Sie da für einen Unsinn, Mister Hutchinson? Sind Sie jetzt völlig übergeschnappt?«

Das Gesicht der Lehrerin begann sich deutlich zu röten und daran war nicht nur der heiße Kaffee schuld. Auf ihrer Stirn hatte sich eine steile Zornfalte gebildet und ihre Stimme klang wie gesprungenes Glas.

»Als Nächstes behaupten Sie noch, dass der Marshal und ich mit dem Mädchen unter einer Decke stecken.«

»Das haben Sie gesagt«, keifte der Bürgermeister. »Aber macht alle ruhig so weiter wie bisher, ich jedenfalls werde reagieren. Ich werde heute noch ein Telegramm an den Gouverneur schicken und zusätzlich Texas Ranger anfordern. Es wird Zeit, dass mit diesen verlausten Wilden endlich aufgeräumt wird.« Damit rannte er aus dem Büro und schmetterte die Tür mit solcher Wucht hinter sich ins Schloss, dass alle zusammenzuckten.

Für einen Moment herrschte betretenes Schweigen.

Smoky war der Erste, der seine Sprache wiederfand. Der kauzige Deputy schüttelte den Kopf und sagte deutlich, was er dachte.

»Ich möchte bloß wissen, was für ein Teufel euch geritten hat, als ihr Hutchinson zum Bürgermeister gewählt habt. Also meine Stimme hat er damals nicht bekommen und das wohl zu Recht. Der Alte hat doch einen Knall!«

»So würde ich es zwar nicht ausdrücken«, stimmte Mason den Worten des Deputys zu. »Aber inzwischen dürfte klar sein, dass Hutchinson, warum auch immer, mit der Situation völlig überfordert scheint. So aufgelöst und durch den Wind habe ich ihn noch nie erlebt.«

»Ich schon«, sagte William Church und alle Augen richteten sich erstaunt auf den Leiter des Telegrafbüros.

»Theo hat nämlich eine Scheißangst vor den Comanchen. Er macht sich schon in die Hosen, wenn er von Weitem nur einen sieht. Ihr könnt das nicht wissen, dazu lebt ihr noch nicht so lange in der Gegend wie der alte William.«

»Und warum?«, wollte Mason wissen.

Church bedachte den Büchsenmacher mit einem nachdenklichen Blick.

»Ich glaube, es war im Sommer 62, es könnte aber auch schon Herbst gewesen sein, aber egal. Jedenfalls war er damals gerade frisch verheiratet, als er auf der Farm seiner Eltern bei der Heuernte aushalf. Dann kamen die Comanchen. Theo hat wie durch ein Wunder als Einziger überlebt, aber er hat alles mit angesehen. Seither gerät er schon in Panik, wenn man in seiner Nähe nur das Wort Indianer erwähnt.«

Nachdenklich blickte Crown auf seine Bürotür, durch die Hutchinson vor wenigen Augenblicken gestürmt war. Die Lage wurde für ihn allmählich immer prekärer. Nicht nur, dass er es mit ein paar hitzköpfigen Comanchen zu tun hatte, die auch vor Mord nicht zurückschreckten, einem betrügerischen Regierungsagenten und einem sturen Colonel, dem die Armeevorschriften über alles gingen, nein, jetzt stellte sich auch noch heraus, dass der Bürgermeister der Stadt und damit sein direkter Vorgesetzter ein notorischer Indianerhasser war. Nach dem Auftritt von eben war Hutchinson wahrscheinlich zu allem fähig, wenn sich die Lage weiter zuspitzen sollte.

Crown seufzte.

Als ob das alles nicht genügte, hatte er nebenbei noch die anderen, ganz alltäglichen Arbeiten eines Marshals am Hals. Indianergefahr hin oder her, in einer Rinderstadt die-

ser Größe wurde trotzdem jeden Tag gestohlen, betrogen oder sich geprügelt.

Crown seufzte erneut.

Es kam ziemlich selten vor, dass es einen Tag in seinem Leben gab, an dem er seinen Job hasste, aber heute schien es ein solcher zu werden.

Nachdem bekannt wurde, was sich bei der Indianeragentur zugetragen hatte, schien Rath City und das ganze umliegende Land in eine Art Schockstarre zu verfallen. Es gab danach keinen Weißen mehr entlang des Canadian, der sich bei Dunkelheit noch aus dem Haus traute, und wenn, dann nur mit einer schussbereiten Waffe.

Auch in der Stadt selber waren die Straßen schon mit Anbruch der Dämmerung leer und verlassen, obwohl Rath City inzwischen noch zusätzlich mit Dutzenden von Farmer und Small Rancher überfüllt war, die sich auf ihren abgelegenen Siedlungen nicht mehr sicher fühlten. Hinter den Fenstern der meisten Häuser war es dann dunkel und auch in den Saloons brannten keine Lichter mehr, wenn sich Marshal Crown auf seinen abendlichen Kontrollgang begab. Es dauerte zwei Tage, bis sich das Leben wieder zu normalisieren schien und Crown bei seiner nächsten Runde in der Dunkelheit die ersten Menschen auf den Straßen ausmachen konnte.

Als er dabei am Haus des Büchsenmachers vorbeikam, öffnete sich dort die Tür und der matte Schein einer Petroleumlampe fiel auf die Straße. Sekunden später tauchte Masons untersetzte Gestalt in dem hellen Viereck der Tür

auf. Der mattschwarze Stahl einer Schrotflinte, die er in der Armbeuge hielt, glänzte dabei deutlich im Licht der Lampe.

»Ziemlich ruhig noch, was Marshal?«

Crown ging langsam auf den Büchsenmacher zu.

»Ich habe nichts anderes erwartet, Henry. Die Indianer trauen sich nicht heran und in der Stadt haben sie die Hosen voll, jedenfalls die meisten von den Leuten hier. Die Einzigen, die für Unruhe sorgen könnten, wären die Cowboys der umliegenden Rancher. Aber die sind entweder damit beschäftigt, den Besitz von ihrem Boss zu schützen, oder sie reiten irgendwo im Land, wo es noch sicherer ist, die Futterstrecke ab. Ich schätze, außer dem Ärger mit einem Hühnerdieb im Mexikanerviertel oder einem betrunkenen Ruhestörer werde ich auch heute Abend nicht mehr viel zu tun bekommen. Aber das gehört nun einmal genauso zu meinen Aufgaben als Marshal wie diese Scheiße mit den Indianern. Aber was treibt dich hier ins Freie?«

Mason zuckte mit den Schultern.

»So genau weiß ich das selber nicht. Vielleicht ...«

Von Norden her kam gedämpfter Hufschlag auf. Wie auf ein geheimes Kommando hin spannten die beiden Männer beinahe gleichzeitig den Abzug ihrer Waffen.

»Wer kann das sein?«, fragte Mason.

Crown steckte den Navy wieder in seinen Revolverholster zurück, nachdem er den nächtlichen Reiter erkannt hatte. Im klaren Sternenlicht des Abendhimmels hob sich Asha deutlich vom schneeweißen Untergrund der Straße ab. Als er langsam auf sie zuing, begann es in seiner Magengegend seltsam zu kribbeln.

Es war nicht zu übersehen, dass Pferd und Reiter am En-

de ihrer Kräfte waren. Hinter ihnen musste ein wahrer Höllenritt liegen. Das Tier war mit zitternden Flanken mitten auf der Straße stehen geblieben und Asha lehnte sich keuchend gegen den Fellsattel, nachdem sie beinahe vom Rücken des Pferdes gefallen war. Ihr rasselnder Atem klang wie das Pfeifen eines altersschwachen Blasebalgs durch die Stille des Abends.

»Um Gottes willen, was ist denn passiert, dass du um diese Zeit noch in die Stadt geritten kommst?«

»Sie ... müssen ... uns ... helfen«, erwiderte Asha abgehakt, während sie versuchte, wieder flacher zu atmen.

»Die ... die Soldaten haben unser Dorf umzingelt. Sie müssen mitkommen, schnell, sonst passiert noch ein Unglück.«

»Langsam, langsam, Mädels«, sagte Crown und legte seine Hand beruhigend auf die Schulter der Halbblutindianerin. »Jetzt komm erst einmal wieder zu Atem, bevor du weiterredest. Im Moment kapiere ich nämlich überhaupt nichts von dem, was du von mir willst.«

Die junge Frau nickte.

Kurze Zeit später hatte sich Asha wieder soweit unter Kontrolle, dass sie in der Lage war, dem Marshal in Ruhe zu erklären, was sie von ihm wollte. Anfangs noch stockend sprudelten die Worte nach einigen Augenblicken dann förmlich aus ihr heraus.

»Soldaten sind in unser Dorf gekommen und haben es umstellt. Colonel Nelson verlangt von Tabequewa, dass er ihm die Mörder der Siedlerfamilie und der beiden Reservationsagenten ausliefert, andernfalls würde der ganze Stamm in die Gefangenschaft gehen. Aber der Häuptling kann diese Forderung unmöglich erfüllen. Powderface und

seine Anhänger haben sich vom Stamm losgesagt und handeln nach eigenem Ermessen. Tabequeva hat keinen Einfluss mehr auf sie, er weiß ja nicht einmal mehr, wo sie sich im Moment aufhalten.

Bitte Marshal, Sie müssen mitkommen und mit dem Colonel reden. Wenn er mein Volk bei dieser Kälte in die Gefangenschaft führt, werden nur noch wenige von uns das Frühjahr erleben.«

Crown braucht nur wenige Sekunden, bis sein messerscharfer Verstand die Lage sondiert hatte. Danach wusste er sofort, was zu tun war.

»Ich werde sofort losreiten. Henry, du bringst die Frau zu Linda, meine Verlobte wird sich um sie kümmern. Dann informierst du Smoky. Da ich weiß, dass man sich auf dich verlassen kann, wäre es mir recht, wenn du ihm bei der Ausübung seines Amtes ein wenig zur Seite stehen könntest. Passt mir vor allem auf Hutchinson auf, nicht, dass wir von dieser Seite aus noch eine Überraschung erleben.«

Damit war für den Marshal alles gesagt.

Ohne noch ein weiteres Wort über die Angelegenheit zu verlieren, drehte sich Crown um und lief mit weit ausgreifenden Schritten zielsicher auf jene Querstraße zu, die auf direktem Weg zu Fletchers Mietstall führte.

Dort hatte er sein Pferd untergestellt und auch seinen Sattel und einige andere Gegenstände eingelagert, die in seiner kleinen Kammer im Marshal Office keinen Platz mehr gefunden hatten. Das Tor des Stalls war verschlossen. Crown schlug mit der Faust dagegen. Kurz darauf wurde von innen der Riegel zurückgeschoben und Fletcher starrte ihn neugierig an.

»Ich brauch mein Pferd.«

»Um diese Zeit?«, fragte der Mietstallbesitzer.

»Um diese Zeit«, bestätigte Jim, schob Fletcher zur Seite und betrat den Stall.

Drinnen war es angenehm warm und es roch nach Pferdeschweiß, Stroh und eingeöltem Sattelzeug. Sein Brauner stand in einer der hinteren Boxen. Wortlos begann Crown das Pferd zu satteln, während Fletcher die ganze Zeit über hinter ihm stand und vor Neugierde fast auseinanderzubersten drohte.

Dann zog er das Tier aus der Box.

»Willst du mir nicht endlich sagen, was du vorhast?«, platzte es schließlich aus dem Mietstallbesitzer heraus. »Verdammt Jim, kein vernünftiger Mensch reitet in diesen Zeiten in der Dunkelheit durch die Gegend.«

Crown nickte und lächelte nachsichtig.

»Du hast recht, William, aber ich glaube auch nicht, dass ich ein vernünftiger Mensch bin. Oder würde ich sonst den Stern tragen?«

Zusammen mit seinem Pferd verließ er den Stall, während ihm Fletcher ungläubig hinterherblickte. Seinem Gesichtsausdruck nach schien er die Welt im Moment nicht mehr zu verstehen.

Colonel Nelson hatte sein Biwak auf einer Anhöhe oberhalb des Indianerdorfes aufgeschlagen. Er saß auf einem Klappstuhl in der Mitte seines Zeltes und starrte mürrisch auf die illustre Gruppe, die sich vor ihm versammelt hatte.

Captain Lewis, sein Stellvertreter, war da, sowie zwei weitere Offiziere, der Militärarzt und der Chief Scout der

Kompanie. Ebenso Tabequewa, der wie ein Schwerverbrecher flankiert von zwei stämmigen Sergeants neben dem Eingang stand.

»Gentleman, wie Sie wissen, sind wir hier, um diese leidige Sache endlich zu Ende zu bringen.«

Der Colonel sprach schnell und mit aufgeregter Stimme. Es war ihm deutlich anzumerken, dass ihm die ganze Mission missfiel.

Nelson hatte eigentlich nichts gegen die Indianer, aber er war Soldat.

Und ein Soldat handelte stets nach Befehlen und Vorschriften. Deshalb spielte es keine Rolle, dass seiner Ansicht nach die Indianer diese Verbrechen nur begangen hatten, weil sie vom weißen Mann ständig belogen und betrogen wurden. Es hatte mehrere Tote gegeben und Vorschrift war nun mal Vorschrift.

»Die Indianer haben den Friedensvertrag gebrochen und außerdem mehrere Weiße ermordet. Da uns ihr Häuptling die Schuldigen nicht ausliefern will, bin ich gezwungen, den ganzen Stamm zu deportieren. Ich habe Sie deshalb in der Hoffnung hierher gebeten, dass jemand von Ihnen eventuell eine Idee hat, wie wir die Angelegenheit ohne großes Blutvergießen abwickeln können. Wenn nicht, müssten wir streng nach Vorschrift handeln und ich glaube, Sie wissen, was dann passiert.«

»Vielleicht ist sich Sonnenadler immer noch nicht bewusst, was sein Schweigen für den Stamm bedeutet«, warf Captain Lewis ein.

»Ich bin mir sicher, dass er einlenken wird, wenn er mit eigenen Augen den Abtransport seiner Leute mit ansieht, vor allem, wenn wir die Frauen und Kinder zuerst weg-

schaffen.«

Bevor der Colonel über den Vorschlag nachdenken konnte, trat einer der anderen Offiziere vor und ergriff das Wort.

»Was soll das Ganze eigentlich? Die Fakten liegen doch klar auf der Hand, die Indianer haben eine weiße Frau und mehrere weiße Männer umgebracht, dazu Häuser angezündet und Regierungseigentum gestohlen. Deshalb verstehe ich nicht, was es da noch zu bereden gibt.

Die Indianer haben gegen Gesetze verstoßen, also müssen sie bestraft werden, so einfach ist das.«

»Eben nicht«, sagte eine Männerstimme vor dem Zelt und ließ alle Anwesenden auf den Eingang starren.

Dort wurde nach den Worten die Zeltleinwand zurückgeschlagen und ein Mann trat ein. Er war gut sechs Fuß groß und bewegte sich trotz seiner schweren Winterjacke mit der Geschmeidigkeit eines Pumas auf Beutejagd. Obwohl er den Hut zum Schutz vor der Kälte tief ins Gesicht gezogen hatte, schien ihm nicht die geringste Kleinigkeit im Zelt zu entgehen. Der Mann war niemand anderes als Jim Crown, der Town Marshal von Rath City. In seinem Schlepptau befand sich ein blutjunger Soldat, der Mühe hatte, ihm zu folgen.

»Was zum Teufel geht hier vor?«, bellte Colonel Nelson, während er derart ungestüm von seinem Stuhl auffuhr, dass dieser hinter ihm zu Boden polterte.

Dabei richtete er seine Augen zunächst auf den jungen Soldaten und musterte ihn streng.

»Was soll das, Korporal, habe ich Ihnen nicht gesagt, dass wir nicht gestört werden wollen?«

Der Korporal wurde schlagartig blass im Gesicht, machte

eine linkisch wirkende Ehrenbezeugung und versuchte sich in einer Erklärung.

»Ich ... äh, also ... dieser Mann hier ...«

»Lassen Sie den armen Jungen in Ruhe, Colonel«, unterbrach Crown das Stottern des Soldaten. »Er hat nicht den Hauch einer Chance, einen Mann wie mich aufzuhalten.«

Nelson wusste natürlich, dass der Marshal recht hatte. Der Korporal war mindestens einen Kopf kleiner als der Sternträger und garantiert fünfzig Pfund leichter, außerdem fehlten ihm dessen Erfahrung und Härte. Nach allem, was der Offizier über Crown wusste, hätte es dieser auch mit einem halben Dutzend Soldaten vom Kaliber des Korporals aufgenommen. Trotzdem machte ihn die Tatsache wütend, dass sich Crown den Teufel um irgendwelche Vorschriften scherte und einfach in eine Armeebesprechung hineinplatzte.

»Verdammt noch mal, Marshal, ich hatte Ihnen doch schon einmal gesagt, dass ich mir von einem Zivilisten jegliche Einmischung in Dinge der Armee verbiete. Egal, ob diese Person ein Farmer oder ein Pfaffe ist oder einen Stern trägt. Was haben Sie also hier zu suchen?«

Jim zeigte dem Offizier die Zähne und lächelte humorlos.

»Ich bin hier, weil ich Sie vor einem großen Fehler bewahren will.«

»Wie habe ich das zu verstehen?«

Crown deutete mit dem Daumen über die Schulter und zeigte dabei auf Tabequeva.

»Er ist zwar der Häuptling der Comanchen, aber im Grunde genommen kann er am wenigsten für das, was passiert ist. Auf die Hitzköpfe, die das getan haben, hat er dank der verbrecherischen Machenschaften von Agent Staf-

ford schon lange keinen Einfluss mehr. Wenn Sie seinen Stamm jetzt trotzdem in die Gefangenschaft führen, gießen Sie weiter Öl ins Feuer. Noch haben Sie es da draußen nur mit den beiden Hauptverantwortlichen der Morde zu tun, deren Anhänger wahrscheinlich bereits nach dem ersten Schusswechsel wieder reumütig in die Reservation zurückkehren werden. Aber sobald die ersten Frauen und Kinder hinter Gittern sitzen, wird sich der ganze Stamm erheben. Die Comanchen werden kämpfen und lieber sterben, als sich wie Tiere einsperren zu lassen. Was das bedeutet, wissen Sie ja wohl.«

Bitterkeit erfüllte Crown.

Er wusste, dass es keinen Sinn machte, nach irgendeinem Schuldigen zu suchen. Es war wie so oft, das Land glich einem Pulverfass, an dem bereits die Lunte gelegt war, und immer wieder gab es auf beiden Seiten Männer, welche diese in Brand setzten. Wenn es dann erst einmal zur Explosion gekommen war, konnte die folgenden Geschehnisse niemand mehr beeinflussen.

»Hören Sie nicht auf ihn, Colonel«, verlangte einer der Offiziere. Es war derselbe Mann, der noch vor wenigen Minuten vehement für die Bestrafung der Indianer eingetreten war.

»Wenn Sie mir freie Hand geben, erledige ich das Problem innerhalb von wenigen Tagen. Fünfzig von unseren Soldaten müssten meiner Meinung nach vollauf genügen, um die Comanchen in Grund und Boden zu reiten. Dafür gebe ich Ihnen mein Wort.«

Crowns scharf geschnittenes Gesicht bekam einen zynischen Ausdruck.

»Und was geben Sie den Angehörigen der einhundert to-

ten Siedler in diesem Land? Soviel werden es nämlich mindestens sein, bevor Sie die Comanchen überhaupt zu fassen bekommen.«

Der Offizier starrte ihn aus schmalen Augen an.

Deutlich war ihm anzusehen, was hinter seiner Stirn vor sich ging.

Auch Nelsons Chief Scout schienen diese Gedanken nicht verborgen geblieben zu sein. Um eine Konfrontation zu vermeiden, versuchte er deshalb, schnell das Thema zu wechseln.

»Sie scheinen ja eine Menge über die Indianer zu wissen«, sagte er. »Ziemlich ungewöhnlich für den Marshal einer Stadt wie Rath City.«

Crown nickte dem Kundschafter dankbar zu. Er hatte im Moment weder die Zeit noch die Lust, sich mit einem Soldaten herumzustreiten.

»Einer von ihnen, ein ehemaliger Army Scout, ist einer meiner besten Freunde. Ihm habe ich es zu verdanken, dass ich weiß, wie man in der Wildnis überlebt. Wobei ich mir allerdings inzwischen nicht mehr so sicher bin, wo sich diese Wildnis tatsächlich befindet, da draußen, in Rath City oder in Fort Elliott.«

Der Scout grientete.

»Da haben Sie allerdings recht.«

»Entschuldigung, aber könnten die Herren ihre Unterhaltung vielleicht zu einem späteren Zeitpunkt fortsetzen?«, fragte der Colonel ungeduldig. »Wir haben im Moment andere Probleme. Also Crown, was schlagen Sie vor?«

»Geben Sie Tabequava noch eine letzte Chance.«

»Und was habe ich davon?«

»Zumindest die Gewissheit, alles Mögliche unternommen

zu haben, um einen neuerlichen Indianerkrieg zu vermeiden.«

Der Soldat strich sich eine graue Haarsträhne aus der Stirn und starrte aus funkelnden Augen auf den Häuptling.

»Was sagt Sonnenadler dazu?«

»Was geschieht mit meinem Volk, wenn ich tun werde, was Sie verlangen? Müssen die Frauen und Kinder dann nicht ins Gefängnis? Bekommen wir dann wieder Lebensmittel, Decken und Medikamente?«

»Wenn sich die Mörder stellen, können wir eventuell darüber reden.«

Ein kalter Wind strich über das Land und wehte in den Mähnen der Pferde und in den Uniformen ihrer Reiter, die in einer lang gezogenen Linie auf den Hügeln postiert waren. Die Spannung unter den Soldaten nahm immer mehr zu, während die Februarsonne Zoll um Zoll ihrem Zenit entgegen rückte. Von all dem schienen die Indianer im Lager nichts zu bemerken. Stoisch starrten sie nach Süden, mit Gesichtern, die ausdruckslos und starr wie Masken waren.

»Geben Sie es zu Crown, Sie glauben inzwischen doch auch nicht mehr daran, dass die beiden Indianer noch auftauchen werden.«

Colonel Nelson ließ seine kalte Zigarre im Mundwinkel umherwandern und wartete ungeduldig auf ein Zeichen der Zustimmung. Aber der Marshal wollte ihm diesen Gefallen offensichtlich nicht tun, denn er antwortete stattdessen mit einer Gegenfrage.

»Oh doch, die beiden werden kommen. Wollen wir wetten?«

»Ich kann es auch nicht glauben«, sagte Captain Lewis, der zusammen mit dem Colonel, Marshal Crown und vier weiteren Offizieren etwas abseits von den Soldaten in Position gegangen war.

»Die beiden hätten längst schon untertauchen können. Warum sollen sie zurückkommen, wenn sie genau wissen, dass wir sie aufhängen werden? Das ist doch verrückt.«

»Das ist es nicht«, widersprach Crown. »Diese Männer gehören zu den stolzesten Kriegern der Nemene und so leben sie auch. Sie wissen, dass sie mehrere Morde begangen haben und dass man ihren ganzen Stamm bestrafen wird, wenn sie sich nicht stellen. Bei den Comanchen steht das Wohl der Gemeinschaft über dem des Einzelnen, nur so konnten sie fast ein halbes Jahrhundert lang gegen ihre Feinde wie die Apachen und die Mexikaner, aber auch gegen uns bestehen. Sie wissen es und deshalb werden sie auch nicht davonlaufen. Aber wenn Sie glauben, dass die beiden wie reuige Sünder zu Ihnen kommen, um sich in irgendeiner stinkenden Zelle einsperren zu lassen, bis man ihnen den Prozess gemacht hat, dann täuschen Sie sich. Die beiden werden ihre besten Kleider tragen und sich und ihre Pferde mit den Farben des Krieges bemalt haben. Sobald sie über die Hügel kommen, werden sie uns angreifen.«

»Soll ich jetzt Mitleid mit diesen Mördern haben?«, fragte der Colonel.

»Nein«, erwiderte Crown und in seiner Stimme lag die ganze Bitterkeit dieser Erde. »Es würde schon genügen, wenn Sie sich fragen, warum sie dazu geworden sind.«

»Zwei Indianer gegen einhundert Soldaten«, murmelte

Lewis neben ihnen leise. »Also doch verrückt.«

In diesem Moment ertönte leiser Hufschlag.

Alle hoben die Köpfe.

Ein Raunen ging durch die Soldaten, als auf einem Hügel am Horizont zwei Reiter auftauchten.

»Da kommen sie«, sagte Crown mit einer Stimme, die klang, als würde man die Rinde zweier Bäume aneinander reiben.

Powderface und Kleiner Vogel saßen trotz der Kälte fast nackt in den Fellsätteln ihrer Ponys.

In gestrecktem Galopp hielten sie direkt auf die Soldaten zu.

Der trommelnde Hufschlag ihrer Pferde wurde immer lauter und allmählich waren auch Einzelheiten zu erkennen. Die Körper der Tiere waren mit hellen Streifen bemalt und ihre Köpfe mit Skalps und Federn geschmückt. Die Indianer waren nur mit einem Lendenschurz bekleidet und trugen Kriegsbemalung. Rote, schwarze und ockerfarbene Streifen und Punkte entstellten die Krieger auf scheußlichste Weise. Die leuchtenden Farben glänzten in der hochstehenden Sonne mit den Spitzen ihrer Lanzen und dem polierten Holz der Kriegsbogen um die Wette und ihre gefiederten Kopfputze flatterten im Reitwind.

Es war ein wildes und zugleich furchterregendes Bild, das nicht wenige Soldaten in Angst versetzte. Als Nelson die wachsende Nervosität unter seinen Männern bemerkte, gab er den Befehl, die Gewehre schussbereit in Hüftanschlag zu nehmen. Das metallische Repetieren der Karabiner über-tönte für einen Herzschlag alle anderen Geräusche. Die beiden Comanchen zügelten abrupt ihre Pferde und starrten abwartend zu den Soldaten herüber.

»Legt eure Waffen nieder und ergebt euch. Ich verspreche euch eine faire Verhandlung«, rief der Colonel den Indianern zu.

Für einen Moment herrschte angesichts der vielen Menschen, die sich hier versammelt hatten, eine beinahe unwirkliche Stille.

Dann erfolgte die Antwort von Powderface und Kleiner Vogel.

Mit gellenden Kriegsrufen griffen sie die Soldaten beinahe frontal an.

Im Gesicht des Colonels begann es nervös zu zucken, als die Pfeile immer bedrohlicher heranzischten. Wenige Augenblicke später bohrte sich die Lanze von Powderface in den Hals eines Pferdes. Mit einem Aufschrei sprang der Soldat aus dem Sattel. Lautstark erteilte Nelson daraufhin den Feuerbefehl und fast einhundert Gewehre krachten gleichzeitig. Die Körper der Krieger wurden im Kugelhagel der Soldaten regelrecht zerfetzt.

Als sich die stinkenden Pulverdampfschwaden verflüchtigt hatten, ritt eine Handvoll von ihnen zu den Toten. Dort angekommen beugte sich ein Militärarzt über die Krieger, musterte sie für eine Minute und richtete sich wieder auf.

»Sie sind beide tot«, rief er Nelson zu.

Crown setzte eine verächtliche Miene auf.

»Sind Sie jetzt zufrieden?«

Colonel Nelson zuckte mit den Schultern und zog wortlos sein Pferd herum. Ein paar Minuten später führte er seine Soldaten in den Schutz von Fort Elliott zurück, währenddessen sich einige der Indianer um die Toten kümmerten.

Crown glitt aus dem Sattel, als er Asha erkannte, die langsam den Hügel hinauf auf ihn zukam.

Ein kaum merkliches Lächeln legte sich auf sein Gesicht.
Asha bedeutete übersetzt soviel wie Hoffnung, genau das, was die Comanchen dringend benötigten, wenn sie an eine Zukunft glauben sollten.

Ende